

Impressum

Arbeitskreis für Agrargeschichte

Vorsitz:

Prof. Dr. Stefan Brakensiek
Universität Duisburg-Essen
Historisches Seminar
Universitätsstr. 12 - Gebäude R12
D-45117 Essen
stefan.brakensiek@uni-duisburg-essen.de

Der AKA-Newsletter wird für den Arbeitskreis für Agrargeschichte zweimal jährlich herausgegeben vom:

Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte
Westf. Wilhelms-Universität Münster

Redaktion und Satz:
Johannes Bracht M.A.
Stubenrauchstraße 20
D-24248 Mönkeberg
johannes.bracht@gmx.de

www.agrargeschichte.de



Nr. 26, September 2009

Die Weberkarde

Eine unentbehrliche Pflanze der
Tuchmacher
(Renate Bärnthol) S. 3

Wegweiser zu den Quellen der Landwirtschaftsgeschichte Schleswig-Holsteins

(Harry Kunz) S. 14

Lieselott Enders 1927-2009

(Jan Peters) S. 18

Rezensionen

Jan Peters, Märkische Lebenswelten
(K.-J. Lorenzen-Schmidt) S. 20

Brigitte Kasten (Hg.): Tätigkeitsfelder
und Erfahrungshorizonte des ländlichen
Menschen
(D. Rippmann) S. 24

Bericht von der AKA-Sommertagung
2009 (Ira Spieker, Ursula Schlude) S. 27

Bericht von der AKA-Mitgliederver-
sammlung 2009 S. 32



Kardenmacher (Ausschnitt) aus dem Hausbuch der
Zwölfbrüderstiftung in Nürnberg
(Stadtbibliothek Nürnberg, Amb. 317.2^o, f. 166v)

www.agrargeschichte.de

Verehrte Mitglieder,

Das neue Heft des Newsletters liegt in Ihren Händen. Renate Bärnthols Beitrag behandelt mit der Weberkarte eine Facette der Landwirtschaft. Weil Bärnthol auf reizvolle Weise eine Verbindung zwischen Agrargeschichte und Gewerbe-geschichte herstellt, habe ich sie gebeten, ihren Text für einen Widerabdruck zu Verfügung zu stellen. Ihr Beitrag ist auch als Aufforderung zu lesen, Agrarproduktion nicht auf Getreidebau und Großviehzucht zu verengen. In einem weiteren Beitrag stellt Harry Kunz dem Arbeitskreis vor, wie in Schleswig-Holstein agrargeschichtliche Quellen dokumentiert und für Nutzer speziell verzeichnet werden. Das vorgestellte Publikationsprojekt kann vielleicht den Bestrebungen, versprengte agrargeschichtliche Quellen zu sichten und sichern, Auftrieb verleihen.

Einen Bericht der diesjährigen Sommertagung steuern Ira Spieker und Ursula Schlude zu diesem Heft bei. Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt und Dorothee Rippmann haben mir Rezensionen zukommen lassen. Jan Peters erinnert an Lieselott Enders, die im April bei einem Unfall verstarb. Lange Jahre war sie dem AKA als Mitglied treu. Allen Beiträgern danke ich für die Mitarbeit.

Ich möchte Ihnen bei der Gelegenheit noch drei Dinge ans Herz legen:

Erstens schreibt der AKA wieder den Förderpreis Agrargeschichte aus. Plakate gehen demnächst an alle Institute. Sollten Sie selbst zusätzlich Exemplare aushängen wollen, schicke ich Ihnen gerne Exemplare zu. Lassen Sie es mich wissen! Machen Sie auch Ihre Absolventen auf die Ausschreibung aufmerksam!

Zweitens gelten meine Bemühungen als Kassenführer der Einnahmenmehrung, weshalb ich gerne Werbung in den Newsletter aufnehme. Bitte machen Sie im Fall einer Neuerscheinung Ihren Verlag auf die Möglichkeit eines Inserats aufmerksam.

Zuletzt etwas mehr als eine Bitte: Für das nächste Heft habe ich noch keine Inhalte vorliegen. Ich möchte Sie deswegen besonders motivieren, den anderen Mitgliedern etwas aus Ihrer Arbeit vorzustellen, und mir Texte zukommen zu lassen. In letzter Zeit erhielt ich kaum noch Input aus dem Mitgliederkreis und bemühte mich um interessante Inhalte von außerhalb. Ein Dauerzustand kann dies aber nicht sein.

Ich hoffe, Sie finden Gefallen an diesem Heft.

Ihr Johannes Bracht

Wie auf der Mitgliederversammlung 2009 beschlossen, schreibt der AKA zum zweiten Mal aus:

Förderpreis Agrargeschichte

dotiert mit 1000 Euro

Prämiert werden die besten Studienabschlussarbeiten zu agrargeschichtlichen Themen, etwa zu

Umwelt - Kulturlandschaft - Technik - Wirtschaft - Gesellschaft - Familie - Demografie - Alltag - Sachkultur - Politik

Adressaten

Der Arbeitskreis ermutigt Absolventen und Absolventinnen der Geschichte (aller Epochen), Volkskunde, Geografie, Soziologie, Politologie, Kunstgeschichte, Ur- und Frühgeschichte, Archäologie, Stadt- und Landschaftsplanung sowie verwandter Fächer, sich mit einschlägigen Beiträgen zu beteiligen. Prämiert werden Studienabschlussarbeiten (Master, M.A., Diplom, 1. Staatsexamen, Lizentiat bzw. vergleichbare Abschlüsse) der Jahre 2008 und 2009 (Datum des Abschlusses). Diese dürfen noch nicht veröffentlicht sein.

Jury

Die Jury wird gebildet aus dem vierköpfigen Vorstand des AKA. Bei einer sehr großen Zahl der Wettbewerbsbeiträge behält sich der Vorstand des AKA eine Vorauswahl der Beiträge vor. Bei einem Mangel an geeigneten Beiträgen wird kein Preis vergeben. Bei mehreren preiswürdigen Arbeiten wird die Preissumme geteilt. Eine Rechtspflicht zur Verleihung der Preise besteht nicht. Bewerbungen von AKA-Mitgliedern sind zulässig.

Kriterien

Die Arbeiten können interdisziplinär angelegt sein und Felder der Agrargeschichte mit anderen geschichtlichen Bereichen verknüpfen. Wesentliches Kriterium für die Aufnahme in den Wettbewerb ist, dass ein Beitrag zur Agrargeschichte des deutschsprachigen Raumes geleistet wird. Wesentliche Kriterien der Prämierung sind die Relevanz der Problemstellung, die Originalität der Methode und die Qualität der Argumentation.

Formalia

Die Arbeiten müssen deutsch- oder englischsprachig sein. Die Bewerbung muss enthalten:

- einen kurzen Lebenslauf der Autorin/ des Autors
- ein Manuskript der Arbeit
- eine Zusammenfassung der Arbeit von ca. 1500 Zeichen
- eine Kopie des Abschlusszeugnisses

Adresse

Die Beiträge sind bis zum 31.2.2010 an den Vorsitzenden des AKA zu senden:
Prof. Dr. Stefan Brakensiek/ AKA
Universität Duisburg-Essen
Historisches Seminar
Universitätsstraße 12 - R12
45117 Essen

Die Weberkarde - Eine unentbehrliche Pflanze der Tuchmacher*

Renate Bärnthol

Botanisches, Name und Geschichte

Die Weberkarde (*Dipsacus sativus* (L.) Honck.)¹ gehört zur Familie der Kardengewächse (*Dipsacaceae*). Diese artenarme Familie ist mit den Baldriangewächsen eng verwandt. Der Name Karde leitet sich vom lateinischen Wort „carduus“ (Distel) und dem althochdeutschen „karda, charta“ ab.

Die ursprünglich aus dem Mittelmeerraum stammende Art ist zweijährig. Im ersten Jahr wird i. d. R. nur eine Blattrosette ausgebildet. Im zweiten Jahr wächst dann der ein bis zwei Meter hohe, kantige, mit Stacheln besetzte Blütenstand empor. Die Stängelblätter sind paarweise breit miteinander verwachsen und bilden so nach Regenfällen ein oft tagelang vorhaltendes „Wasserreservoir“. Da in diesem oftmals kleine Insekten anzutreffen



Trockener Blütenstand einer Weberkarde im Fränkischen Freilandmuseum. Die nach unten gebogenen Spreublätter sind seitlich des walzenförmigen Blütenkopfes deutlich zu erkennen.

* Wiederabdruck aus: Franken unter einem Dach. Zeitschrift des Vereins Fränkisches Freilandmuseum e.V., Bad Windsheim 2008.

1 Die Art wird in der Standardliste der Farn- und Blütenpflanzen Deutschlands (Bundesamt f. Naturschutz, Bearbeiter: R. Wisskirchen, H. Haeupler, Stuttgart 1998) nicht geführt, da derzeit kein aktueller Nachweis einer dauerhaften Verwurderung in Deutschland existiert. Die Nomenklatur folgt daher dem französischen Florenverzeichnis (<http://www2.dijon.inra.fr/flore-france>). Einige Autoren führen die Weberkarde als eine Unterart (*Dipsacus fullonum* L. subsp. *sativus* (L.) Thell.) der Wilden Karde (*Dipsacus fullonum* L.). Verwirrend ist, dass der früher für die Weberkarde gebrauchte Name *Dipsacus fullonum* heute für die technisch nicht nutzbare Wilde Karde steht. Er geht auf Lat. *fullo* (Genetiv Pluralis = *fullonum*) = Weber, Walker, Tuchmacher zurück, bedeutet also die „Karde der Tuchmacher“.

sind, hielt man die Pflanze früher irrtümlich sogar für fleischfressend. Auch der Gattungsname „Dipsacus“ bezieht sich auf diese Wasservorräte: Er leitet sich von dem griechischen Wort für „durstig“ ab.

Die Blütenköpfe der Weberkarde sind eiförmig bis länglich und werden drei bis acht Zentimeter lang. Entscheidendes Merkmal sind die stacheligen, festen, aber doch elastischen Spreublätter, die fast so lang werden wie die violetten Blüten und in eine starre, zurückgekrümmte Spitze auslaufen. Die bei uns häufig vorkommende, wild wachsende Verwandte der Weberkarde, die Wilde Karde (*Dipsacus fullonum*), unterscheidet sich leicht erkennbar durch die gerade auslaufenden, weichen Spreublätter. Für den technischen Gebrauch ist sie wertlos.²

Als „cardones“ wird die Weberkarde bereits in der Landgüterverordnung „Capitulare de villis“ Karls des Großen, welche Anfang des 9. Jahrhunderts entstand, erwähnt. In dieser Verordnung erließ der Kaiser detaillierte Vorschriften für die Verwaltung der Krongüter. Sie stellt eine wichtige Quelle v. a. zur Agrar- und Gartenbau-geschichte dar.³ Die betreffende Textstelle behandelt Geräte zum Spinnen und Weben. Es ist daher davon auszugehen, dass zu dieser Zeit der Gebrauch der Weberkarde bereits bekannt war. Ausdrücklich erwähnt wird die Verwendung der Karde zum Rauhen des Wolltuches bei Albertus Magnus (1193-1280).⁴ **Sargschilder** der Tuch-



Sargschilder des Tuchmacher- und Färber-handwerks (süddeutsch, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg.

Links: 1644
Links unten: 1644,
Detail mit Karde.
Rechts: 1684

2 Hegi, Gustav: Illustrierte Flora von Mitteleuropa, Band VI/Teil 2; 2. Aufl., hg. von G. Wagenitz, 1977/1978, S. 282f.

3 Fischer-Benzon, Rudolf von: Altdeutsche Gartenflora, Kiel/ Leipzig 1894, S. 121.

4 Fischer-Benzon, S. 122. Zitiert wird aus dem 6. Buch „De speciebus quarundam plantarum“.



macherzunft aus dem 17. Jahrhundert zeigen die aus den Blütenständen der Weberkarde zusammengesetzte Kardätsche als Werkzeug. Bemerkenswert ist auch, dass bereits die „Flora Danica“ des Simon Paulli von 1648 vermerkt, dass der gesamte dänische Bedarf an Weberkarden aus Deutschland eingeführt wird.⁵

Verbreitung in Franken

Frühe schriftliche Nachrichten zum Anbau der Weberkarde in Franken datieren auf das Ende des 18. Jahrhunderts. Prosper Dallinger, Priester des Augustinerordens in Ingolstadt, erwähnt ihre Kultur um Bamberg⁶, die Botaniker Schweigger und Koerte bei Erlangen.⁷

Gutsbesitzer Jakob Ernst von Reider beschreibt Anfang des 19. Jahrhunderts detailliert den Anbau im Regnitzgebiet, v. a. um Forchheim, Erlangen und Nürnberg, von Effeltrich bis Eschenau und an der Bayreuther Straße.⁸ Schnizlein und Frickhinger verzeichnen in ihrer Mitte des 19. Jahrhunderts entstandenen Flora des Altmühl- und Wörnitzgebietes u. a. die Kultur durch Tuschscherer bei Dinkelsbühl, „um ihren Bedarf theilweise zu decken“.⁹ Heidenschreider führt die Weberkarde als „kultiviert“ für den ehemaligen Landgerichtsbezirk Herrieden an.¹⁰

5 Vagn J. Brøndegaard: Die Rauhkarde. Ethnobotanik. Pflanzen im Brauchtum, in der Geschichte und Volksmedizin. Beiträge zur Ethnomedizin, Ethnobotanik und Ethnozoologie VI, Berlin 1985, S. 96.

6 Dallinger, Prosper: Ueber die Kultur und Benutzung der Sonnenblume und der Weberkarde. Eichstätt 1800, S. 55.

7 Schweigger, August Friedrich/ Koerte, Franziskus: Flora Erlangensis, Erlangen 1811, S. 33.

8 Reider, Jakob Ernst von: Das Ganze des Kardendistelbaues, Nürnberg/ Leipzig 1823, S. 13f.

9 Schnizlein, Adalbert und Albert Frickhinger: Die Vegetations-Verhältnisse der Jura- und Keuperformation in den Flussgebieten der Wörnitz und Altmühl, Nördlingen 1848, S. 254.

10 Heidenschreider, Anton: Versuch einer Medicinal-Topographie des Landgerichtsbezirkes Herrieden, Erlangen 1854, S. 39.

Weitere Quellen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beziehen sich im Wesentlichen auf das Regnitzgebiet zwischen Erlangen und Bamberg. So gibt Funk in seiner „Skizze einer Flora von Bamberg“ die Weberkarde als „Cultivirt“ an,¹¹ Lidl berichtet, dass sich diese Pflanze in Franken „besonders häufig bei Baiersdorf“ findet.¹² Die „Bavaria“ verzeichnet 1865 einen Schwerpunkt des Anbaus „in der Linie zwischen Forchheim und Lauf“.¹³ Und die Denkschrift über „Die Landwirtschaft in Bayern“ berichtet zusammenfassend: „Die Kultur der Weberkarde erfordert viele Arbeit und ist deren Anbau auf tiefgründigem Boden in einigen Distrikten Niederbayerns, dann in Oberund Mittelfranken und in der Pfalz beschränkt. Am ausgedehntesten ist der Anbau in Niederbayern [...]; von geringerer Ausdehnung, immerhin noch von Bedeutung, in Oberfranken in der Gegend von Forchheim und Gräfenberg, in Mittelfranken im Bezirk Erlangen und in der Pfalz im Bezirk Speyer.“¹⁴

Noch um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert wird die Weberkarde in die landwirtschaftliche Kulturfolge einbezogen. So werden in Oberfranken Bamberg, Forchheim, Ebersbach, Langensendelbach, Effeltrich, Dormitz, Gräfenberg und Poxdorf sowie in Mittelfranken Baiersdorf, Spardorf, Buckenhof, Kalchreuth, Eschenau, Atzelsberg und Marloffstein genannt.¹⁵ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts geht die Anbaufläche zurück. Schwarz erwähnt noch, dass die Weberkarde „zur Tuchfabrikation gebaut auf der Marloffsteiner Höhe und auf Gräfenberg zu (May) auch bei Forchheim und Bamberg“ anzutreffen ist¹⁶ und Harz gibt an: „Selten gebaut, so in der Baiersdorf-Erlanger Gegend“.¹⁷

11 Funk, M.: Skizze einer Flora von Bamberg, in: Anonymus: Ueber das Bestehen und Wirken des naturforschenden Vereins zu Bamberg. Zweiter Bericht, Bamberg 1854, S. 48.

12 Lidl: Die Weberkarde (Karde, Weberdistel, Kardendistel) mit Berücksichtigung des Kardenbaues in Bayern, in: Zeitschrift des landwirtschaftlichen Vereins in Bayern 49(6), (1859), S. 259.

13 Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern: 3. Band. Oberfranken. Mittelfranken, München 1865, S. 844.

14 Anonymus: Die Landwirtschaft in Bayern. Denkschrift, nach amtlichen Quellen bearbeitet, München 1890, S. 260.

15 Hegi, S. 284.

16 Schwarz, August Friedrich: Phanerogamen- und Gefässkryptogamen-Flora der Umgegend von Nürnberg-Erlangen und des angrenzenden Teiles des Fränkischen Jura um Freistadt, Neumarkt, Hersbruck, Muggendorf, Hollfeld, Nürnberg 1897-1912, Bd. 3, S. 662.

17 Harz: Flora der Gefäßpflanzen von Bamberg, Bamberg 1914, S. 114.

18 Reider, S. 14ff.

In der Zeit des Ersten Weltkriegs dürfte der Anbau in Franken schließlich aufgegeben worden sein.

Der Anbau der Weberkarde

Ansprüche an den Standort

Allgemein wird ein fruchtbarer, tiefgründiger Lehmboden als besonders günstig für den Anbau der Weberkarde herausgestellt. Unter bestimmten Voraussetzung wie gute Lockerung durch Bodenbearbeitung und eine ständige Pflege zählt Reider¹⁸ auch schwerere, stärker tonhaltige Böden hierzu, während Hegi zwar ebenfalls einem „tonigen, wasserhaltigen“ Boden den Vorzug gibt, jedoch auch betont, dass ein schwerer Boden „grosszackige Ware“ liefert, also Karden, die sich weniger gut für die Behandlung der Wollstoffe eignen.¹⁹

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts galt Kardenanbau auf lockerem, gut gedüngtem Gartenland oder „solchen dem Gartenboden ähnlichen Feldern“,²⁰ als besonders vorteilhaft. Die kleinen Flächen waren hinreichend für einen hohen Ertrag, eine frische Düngung, die als ungünstig galt, nicht erforderlich, und die Standfestigkeit der hohen Pflanzen wurde nicht durch zusätzliche Bodenbearbeitung beeinträchtigt. Die Wärmeansprüche der Karde gelten als hoch,²¹ was aufgrund ihrer mediterranen Abstammung nicht verwundert. Lidl vergleicht die klimatischen Ansprüche mit denen des Hopfens, der ebenfalls feuchte, warme Lagen bevorzugt.²²

Karden in der Fruchtfolge

Bezüglich der Fruchtfolge gilt die Weberkarde als wenig anspruchsvoll. Einzige Voraussetzung ist, dass die Vorkultur früh genug abgeerntet werden kann. „Am häufigsten folgt sie nach Wintergetreide, besonders nach Roggen, Reps und Sommerfrüchten, gedüngter Gerste u. dgl. Gut gedeiht sie nach Klee, weniger unter Hackfrüchte gepflanzt, am wenigsten aber behagt ihr der Anbau nach sich selbst, und

19 Hegi, S. 284.

20 Reider, S. 17.

21 Hegi, S. 284.

22 Lidl, S. 260.

zwar schon aus dem Grunde, weil sie dann jedesmal frisch gedüngt werden muß.“²³ Frischer Dünger gilt darüber hinaus als schädlich, da die Karden zu rasch aufwachsen und im nachfolgenden Winter erfrieren oder die zum Rauen des Tuches erforderlichen Häkchen zu weich werden.²⁴

In der Brache wird die Karde zusammen mit anderen Handelsgewächsen und hier im Wechsel mit den Futterpflanzen Kartoffeln und Klee angebaut.

In der Forchheimer und Nürnberger Gegend beschreibt Reider als gewöhnliche Fruchtfolge: Wintergetreide und im Anschluss nach dem Umbruch der Getreidestopplern Karden oder als weitere Möglichkeit die Abfolge einer Hackfrucht wie Kartoffeln, im Folgejahr Gerste und nach der Ernte derselben werden die Karden auf das Feld ausgepflanzt.²⁵ Den Anbau nach Gerste erwähnt auch Dallinger um 1800.²⁶ Die Obstbaumfelder von Forchheim bis Eschenau wurden nach der Kultur von Kartoffeln, Gerste oder Klee mit Karden bepflanzt. Der Anbau erfolgte dabei v. a. auf niedrigen Bifängen, selten auf breiten Beeten.²⁷

Säen und Pflanzen, Bodenbearbeitung und Pflege

Das zum Anbau benötigte Saatgut kann aus den Blütenköpfen der Vorkultur gewonnen werden.²⁸ Lidl berichtet Mitte des 19. Jahrhunderts von der Einfuhr französischen Saatguts nach Deutschland.²⁹ Zur Förderung des Anbaus in Deutschland wurde es teilweise kostenlos abgegeben.³⁰ Beim Anbau der Karden wird ähnlich verfahren wie beim Krautanbau. Im Frühjahr (Mitte bis Ende April) wird das Saatgut auf breite Beete ausgesät und mit dem Rechen untergehackt. Die relativ dicht stehenden Jungpflanzen kann man dann um Jakobi (25. Juli) bei Regenwetter auf ein Feld versetzen. Wegen der langen Wurzeln werden sie mit dem Grabeisen ausgestochen

²³ Lidl, S. 261.

²⁴ Reider, S. 56.

²⁵ Reider, S. 58f.

²⁶ Dallinger, S. 39.

²⁷ Reider, S. 62f. Unter Bifang wird hier ein schmaler, erhabener Ackerstreifen zwischen zwei Furchen verstanden. Breite Beete besitzen dagegen eine ebene Oberfläche.

²⁸ Dallinger, S. 42.

²⁹ Lidl, S. 259.

³⁰ Pinckert, Friedrich August (1861): Der Krapp und die Weberkarde. Praktische Anleitung zur Cultur und Benutzung als einträgliche Fabrikpflanzen, Berlin 1861, S. 52.

und in einem Abstand von 1 Schuh (ca. 30 cm) in die mit dem Setzholz vorbereiteten, geraden Löcher in Reihen auf dem Rücken der Bifänge gepflanzt. Mit dem Pflanzholz wird die Erde angedrückt. Diese Methode ist in den Hauptanbaugebieten am häufigsten. Eine Direktsaat auf das Feld wird nicht praktiziert.³¹

Ein Risiko bei der Kardenkultur ist das vorzeitige Schossen, also die Blütenbildung bereits im ersten Jahr der Kultur. Die Blütenköpfe sind dann für die technische Verwendung wertlos. Dies kann auf stark gedüngtem Land, wo das Risiko einer vorzeitigen Blütenbildung höher ist, durch eine späte Pflanzung vermieden werden.

Pflegemaßnahmen sind das „Verziehen“ (Vereinzeln) zu dicht stehender Jungpflanzen und eine mehrmalige Beseitigung des Unkrauts. Schwerer Boden muss gelockert werden, da der Karde als Tiefwurzler Bodenverdichtungen schaden.³²

Ernte und Verkauf

Die Ernte der Karden zieht sich je nach Witterung mehrere Wochen lang hin. Nach den Angaben Reiders beginnt die Ernte, „wenn der Blütenkranz zuunterst am Stiel steht und die Blüten beginnen auszufallen“.³³ Nach anderen Angaben ist der richtige Zeitpunkt dagegen bereits Ende Juli während der Vollblüte erreicht.³⁴ Das Feld muss oftmals durchgegangen und die jeweils reifen Kardenköpfchen abgeschnitten werden. Erfolgt die Ernte nicht rechtzeitig, werden die Spreublätter zu steif, holzig und brechen leicht. Schlechte Erntewitterung mindert die Qualität und wenn die Karden nass geerntet werden, faulen sie gar.

Die abgenommenen Blütenstände werden getrocknet und die harten Hüllblätter des Kardenkopfes mit der Schere abgeschnitten. Für die Anfertigung der Kardätschen ist es erforderlich, dass ein Teil des Stieles am Kopf bleibt. Auch für die Verwendung in Tuchfabriken, wo die Karden zwischen Rahmen eingespannt werden, muss ein ca. 10 cm langer Stiel an der Karde belassen werden. Ein Hektar kultivierte Fläche liefert etwa 240.000 Kardenköpfe.³⁵

³¹ Reider, S. 66ff, Hegi nennt einen Pflanzabstand von 60 cm.

³² Dallinger, S. 40; Reider, S. 71f.

³³ Reider, S. 76f.

³⁴ Hegi, S. 284.

³⁵ Hegi, S. 284.

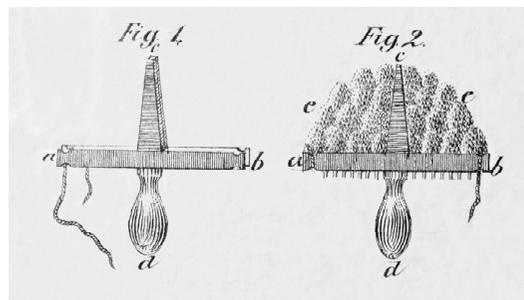
Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kauften Nürnberger Händler die Karden auf und brachten sie bis nach Mähren, Böhmen, Sachsen und England. Die größten Karden waren bei den Webern im Inland sehr gesucht. Dabei konnte es vorkommen, dass die Anbauer mehrere Jahre warten mussten, bis sie ihre Karden gut verkaufen konnten. Damals rechnete man immerhin mit einem Erlös von mindestens dem Doppelten einer Weizernte.³⁶

Technische Verwendung

Die Herstellung der Karde oder Kardätsche

Die Herstellung einer Karde übernahm ein Kardensetzer, ein, wie Krünitz schreibt, „*unzüftiger Arbeiter, welcher in den Manufacturen oder bey dem Tuchbereiter sich des Kardensetzens beflissen hat*“, aber auch Gesellen und Meister des Tuchmacherhandwerks.³⁷

Die Karden werden auf ein Kreuz aus Holz gesetzt und in mehreren Reihen übereinander befestigt. Die quer liegenden Arme des Kreuzes bestehen aus zwei



Anfertigung einer Karde (nach Grunard 1838 ³⁸.)



Ein Kardensetzer setzt die Köpfe der Weberkarde in ein hölzernes Doppelkreuz ein. Auf dem Boden liegt eine fertige Karde. Aus dem Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung in Nürnberg, 1545, Ausschnitt (Stadtbibliothek Nürnberg, Amb. 317.2°, f. 166v)

36 Reider, S. 78f.

37 Krünitz, Johann Georg: Oekonomisch-technologische Encyklopädie, Bd. 34, 1785, S. 685.

38 Grunard, B. A.: Anweisung zum Anbau der Kardendistel (Weberkarde), Quedlinburg/Leipzig 1838, S. 9.

Brettchen, zwischen die die Karden mit ihren Stielen eingespannt werden können. Die Größe der Kardätschen war offensichtlich unterschiedlich und auch das Kreuz und die Befestigung variierten, wie aus Abbildung in verschiedenen Quellen hervorgeht. Krünitz schildert die Anfertigung zusammengefasst so: Große Karden werden in zwei Reihen übereinander befestigt, kleinere in drei Reihen. In jeder Reihe werden auf jeder Seite sechs Karden angebracht. Seitlich wird ein siebter Kardenkopf eingesteckt. Die beiden Brettchen, zwischen denen sich die Stiele befinden, werden mit einem Bindfaden fest zusammengebunden. Zuerst wird der eine Arm befestigt, dann die Schnur über einen oben befindlichen Einschnitt gezogen und schließlich der zweite Arm fixiert.³⁹



Ein Tuchrauer mit der Karde bei der Arbeit. Aus dem Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung in Nürnberg, 1521, Ausschnitt (Stadtbibliothek Nürnberg, Amb. 317.2°, f. 136r)

Die Verwendung der Karde bei der Tuchherstellung

Nach dem Weben eines Wolltuches mussten durch verschiedene Verfahren, die man als „Ausrüsten des Tuches“ bezeichnet, erst die Voraussetzungen für die Verwendung als Kleidungsstück geschaffen werden. Zu diesen Verfahren gehörte zuerst das Stampfen in einer Walkmühle unter Zugabe von Wasser und verschiedener weiterer Substanzen (z. B. „Walkerde“). Durch das Walken wird das Tuch stark verdichtet und verfilzt (wobei es deutlich schrumpft). Es erhält seine guten Wärmeeigenschaften und weist Feuchtigkeit besser ab. Der Einsatz der Weberkarde erfolgte nun in dem sich daran anschließenden Vorgang, der als das Rauhen des Tuches bezeichnet wird. Dabei sollen die Fasern und Härchen auf der gefilzten Oberfläche der einen Seite des Tuches („rechte Seite“) aufgelockert werden. Das Tuch wird hierzu über eine

oder zwei horizontale Stangen gelegt, mit Wasser angefeuchtet und von oben nach unten in Richtung der Kettfäden mit der Kardätsche gestrichen. Die lockeren Fasern werden dabei nach oben gezogen und durch anschließendes Bürsten des Tuches gleichmäßig ausgerichtet. Durch das nachfolgende Scheren des Tuches mit großen,

39 Krünitz, Bd. 34, S. 685.

in der Form einer Schafschere ähnlichen Geräten, können diese überstehenden Fasern beseitigt werden, wobei das Tuch erst sein glattes, samtähnliches Aussehen erhält.

In Manufakturen wurden auch mit Weberkarden besetzte, rasch rotierende Zylinder, sogenannte Raumaschinen, verwendet, die das Rauhen übernahmen. Die Karden mussten dabei immer wieder dem Zylinder entnommen und mit einem speziellen Kamm von der anhaftenden Wolle gereinigt werden.⁴⁰

Der Rückgang des Kardenanbaus und die Mechanisierung des Rauens

Der starke Rückgang des Kardenanbaus setzte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein. Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts wurden Versuche unternommen, Karden durch „Kratzen“ aus Metall zu ersetzen.⁴¹ Grund für solche Bemühungen war zum einen die Ertragsunsicherheit der Kardenkultur. In manchem Sommer, wenn kalte und feuchte Witterung herrschte, war die Kardenernte gering, sodass statt 20 bis 30 Blütenköpfen je Pflanze nur fünf bis sechs geerntet werden konnten.⁴² Hielt die ungeeignete Witterung zur Erntezeit an, waren die Karden zum technischen Gebrauch wertlos und mussten teuer eingekauft werden. Hinzu kam, dass das Rauhen des Tuches eine gewisse Feuchtigkeit voraussetzte, diese Feuchtigkeit jedoch die Karden schädigte.

Die als Ersatz entwickelten Stahlbürsten hatten den Nachteil, dass sie nicht genug Elastizität besaßen und das Gewebe beschädigten. Sie wurden daher für grobe und billige Wollstoffe eingesetzt. Die feinvolligen Tuchsorten mussten weiterhin mit der wesentlich schonender arbeitenden Karde behandelt werden. Hierzu wurde allerdings zunehmend Importware, v. a. aus Frankreich, verwendet. Die in Südfrankreich angebaute, neu gezüchtete Kulturform, die sogenannte Chardon d' Avignon, war im dortigen feucht-warmen Klima ausgesprochen ertragreich (mit bis zu 50 bis 60 Blütenköpfen je Pflanze) und zudem größer sowie gleichmäßiger ausgebildet.⁴³ Im Jahr 1904 wurden allein aus Frankreich 48 000 kg Karden nach Deutschland einge-

40 Krünitz: Oekonomisch-technologische Encyclopädie, Bd. 189, bearbeitet von Johann Wilhelm David Korth und Ludwig Koßarski, 1846, S. 273-279.

41 Krünitz, Bd. 189, S. 277; Anonymus 1890, S. 260.

42 Zimmermann, Friedrich: Die Weberkarde, eine aussterbende Kulturpflanze. Die Neue Welt. Illustriertes Unterhaltungsblatt. Nr. 4, 1917, S. 15.

43 Zimmermann, S. 15.

führt.⁴⁴ Anfang des 20. Jahrhunderts wurden in Deutschland nur noch etwa 150 Hektar Karden angebaut, bei ständig rückläufiger Tendenz.⁴⁵

Heute findet diese aufwändige Methode nur noch bei der Herstellung von hochwertigen Wollstoffen, u.a. Filz für Billardtische, Verwendung. Eine Lodenwalkerei in Ramsau (Steiermark) verwendet dazu Importware aus Korsika.⁴⁶

Renate Bärnthol ist Ökologin im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim

44 Hegi, S. 283.

45 Zimmermann, S. 15.

46 Internetseite des 1988 eröffneten Karden- und Heimatmuseums Katsdorf (Österreich); Wikipedia; www.lodenwalker.at.

Wegweiser zu den Quellen der Landwirtschaftsgeschichte Schleswig-Holsteins

Harry Kunz

Vor zwölf Jahren startete am *Nordfriisk Instituut* in Bredstedt ein Projekt mit dem Titel „Höfe-Archiv Nordfriesland“. Es entwickelte sich zu einer landesweiten Aufgabe und befindet sich heute in seinem siebten Teilbereich. Erarbeitet werden Kreis für Kreis „Wegweiser zu den Quellen der Landwirtschaftsgeschichte Schleswig-Holsteins“.

Es war Brar C. Roeloffs, langjähriger Abteilungsleiter im Kieler Landwirtschaftsministerium und von 1990 bis 1994 Staatssekretär im Landwirtschaftsministerium von Mecklenburg-Vorpommern, der Mitte der 1990er Jahre dezentrale Archive für Höfeforscher und Ortschronisten anregte, um interessierten Menschen einen leichteren Zugang zu den Quellen zu verschaffen, die für eine landwirtschaftliche Geschichtsschreibung relevant sind. Dabei bildeten vor allem seine eigenen Erfahrungen bei der Verfassung zahlreicher Schriften über seine nordfriesische Heimat Föhr das Motiv für sein starkes Engagement, potenzielle Geschichtsschreiber und historische Quellen einander näher zu bringen. Und es drängte die Zeit: „Die Kenner der ländlichen Arbeits- und Lebensverhältnisse vor den großen Agrarstrukturreformen werden nicht jünger, bei den folgenden Generationen sind bereits erhebliche Wissenslücken über die früheren Zustände festzustellen“, betonte Roeloffs damals bei der Vorstellung seiner Ideen im *Nordfriisk Instituut* in Bredstedt. Die jüngere Generation der Landwirte kenne ja kaum noch die alten Flurnamen ihrer Ländereien.

Das Nordfriesische Institut als Träger des Projektes hatte sich Roeloffs aus heimatlicher Verbundenheit ausgesucht und auch, weil gerade für die Entwicklung dieses Raumes der Landwirtschaft einst große Bedeutung zukam. „Die Landwirtschaft war bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die weitaus wichtigste Erwerbsquelle der meisten Menschen in Nordfriesland“, hob denn auch Institutsdirektor Prof. Dr. Thomas Steensen bei der Vorstellung der Projektidee hervor und versprach sich Resultate, die durch ihren modellhaften Charakter auch für andere Teile Schleswig-Holsteins und darüber hinaus von Bedeutung sein könnten. „Die Geschichte einzelner Höfe und Häuser bietet ‚Geschichte im Mikrokosmos‘. Sie macht vergangene Ereignisse und Geschehnisse konkret nachvollziehbar. Das *Nordfriisk Instituut* möchte möglichst viele Menschen anregen, sich mit der Vergangenheit ihres Hofes oder Hauses zu

beschäftigen“. Steensen konnte dabei auch seiner Freude darüber Ausdruck geben, dass das Projekt mit der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landschaft einen Förderer gefunden habe. Der Verfasser dieser Zeilen hatte damals das Glück, zum richtigen Zeitpunkt am rechten Ort zu sein, und war zuversichtlich, der landwirtschaftlichen Geschichtsschreibung neue Impulse verleihen zu können.

Brar Roeloffs führte auch Klage darüber, dass die mangelnde Dokumentation früherer ländlicher Lebens- und Arbeitsverhältnisse noch dadurch erschwert wird, dass die Universitäten im Lande keine Vorlesungen über Agrargeschichte anbieten. Und macht man sich selbst auf die Suche nach historischen Materialien, gerät vor allem der Laie schnell in einen anfangs recht undurchsichtigen „Aktendschunzel“. Hier sollten klarere Strukturen geschaffen und deutliche Wege zu den verschiedenen Fundorten alter Unterlagen aufgezeigt werden.

Dies wurde zunächst über die Einrichtung eines „Höfe-Archivs“ angestrebt, weshalb das Projekt in den ersten Jahren auch unter diesem Titel arbeitete. Ein wichtiges Anliegen war und ist es, solche „Sammlungen“ ans Tageslicht zu holen, die sich – oft unwissentlich – noch in privater Hand befinden. Es sollte einmal mehr die Möglichkeit ins Bewusstsein gerückt werden, dass sich auf den Höfen und in den Häusern eventuell noch Urkunden verstecken, die ein wichtiges Stück zur Sozialgeschichte unserer Landschaft beitragen können. Viele dieser Unterlagen dürften deutlich mehr als 100 Jahre alt sein, und es ist wohl allerhöchste Zeit, sie fachkundig vor der unwiederbringlichen Zerstörung zu retten. Wohl weiß man aus leidvoller Erfahrung, dass Aufrufe zur systematischen Durchsuchung der Häuser nach alten Unterlagen zumeist ungehört verpuffen – so auch im Falle des „Höfe-Archivs“. Doch gilt nach wie vor der Appell, keine alten Papiere unkontrolliert zu entsorgen, sondern, falls kein Eigenbedarf mehr besteht, sie möglichst beim Kreis- oder Landesarchiv abzugeben.

Das Hauptkontingent an Akten für die geplanten regionalen „Höfe-Archive“ sollte aus den öffentlichen Archiven kommen. Doch erwies sich von Aufwand und Kosten her bald ein anderer Weg als praktikabler. Statt das fragliche Material ein weiteres Mal zu vervielfältigen, was sich bei vielen historischen Akten schon wegen ihres Zustands nicht empfahl, entwickelten wir in Zusammenarbeit mit dem Landesarchiv Schleswig-Holstein den Gedanken, „Wegweiser“ zu den historischen Quellen sowie einen methodischen Leitfaden für den Umgang mit den alten Unterlagen herzustellen.

Unter dem Motto „Können die Quellen nicht zum Benutzer gelangen, dann soll er wenigstens zielgerichtet zu ihnen geleitet werden“ entstehen seitdem als Mittelpunkt

der Projektergebnisse jeweils Quellenverzeichnisse, in denen die relevanten Unterlagen aller in Frage kommenden Archive für jeden Wohnplatz (in Nordfriesland, in Dithmarschen, in den Kreisen Schleswig-Flensburg, Ostholstein, Plön, Steinburg und jetzt auch Segeberg) mit ihrer Bestellnummer erfasst werden. „Versandhauskataloge“ für Akten zur Haus- und Hofgeschichte also oder wie Prof. Dr. Reimer Witt, ehemaliger Direktor des Landesarchivs, es einmal ausdrückte, „Verzeichnisse mit dem Charme eines Telefonbuches“ sind das Resultat. Das Versandhaus ist natürlich nicht wörtlich zu nehmen. Zur Benutzung der Akten muss man sich nach wie vor selbst in die Archive begeben, doch eine telefonische Vorbestellung der gewünschten Akten ist nun möglich. Die Vorauswahl kann mit Hilfe der Wegweiser in Ruhe am häuslichen Schreibtisch erfolgen.

Erwähnt wurden bereits die – zumindest auf Ungeübte – anfangs recht kompliziert wirkenden Ordnungsprinzipien in den öffentlichen Archiven, die mit Hilfe der „Wegweiser“ vereinfacht werden sollen. Gemeint ist damit vor allem die Tatsache, dass sich die alten Dokumentations- und Überlieferungsverhältnisse einer ohnehin nicht leicht nachvollziehbaren schleswig-holsteinischen Geschichte in den Ordnungsprinzipien der amtlichen Archive widerspiegeln. Geordnet sind dort die Akten nach dem Provenienz- oder Herkunftsprinzip. Zur Bestellung und Benutzung der Akten ist es demnach erforderlich, ihren historischen Entstehungsort zu kennen. Und genau dies ist für Nordfriesland, Angeln, Plön, die Probstei, Steinburg und viele andere Landesteile eine recht diffizile Angelegenheit, waren es doch diverse Obrigkeiten aus Dänemark, aus den Herzogtümern Schleswig und Holstein sowie aus Adels-, Kirchen- und Klosterkreisen, die sich auf Schleswig-Holsteins Territorium tummeln. In ihren Amtsstuben wurden einst die Akten angelegt, die heute unsere stummen Zeugen aus jenen Zeiten, die Höfe, Häuser und Katen, zum Reden bringen sollen.

Im Rahmen des Wegweiser-Projekts galt es also, das vorhandene Aktenmaterial zu sichten, unter den Gesichtspunkten Haus, Hof und Landwirtschaft die vermutlich gehaltvollsten herauszufiltern und in ein System zu überführen, das eine Verbindung zur heutigen Verwaltungsstruktur herstellt. Mit Hilfe der Ergebnisse dieser Arbeit wird zukünftig bei der Quellensuche nur ein minimales Ausgangswissen vorausgesetzt. Wie heißt die Ortschaft, auf deren Gemarkung sich das zu untersuchende Objekt befindet? Wer darauf eine Antwort hat, kann mit Hilfe eigens dafür entwickelter Orts- und Jurisdiktionsverzeichnisse alle Archive und Fundstellen im Quellenverzeichnis aufsuchen und sich die Aktenlage betrachten. Gerade für Laienforscher könne diese

Lösung die Anfangsbarrieren beseitigen, betonte Professor Witt die neue Art der Heranführung an eine landwirtschaftliche Geschichtsschreibung. Er hob dabei die besondere Aufbereitung der Daten hervor, die es durch eine eigens entwickelte Systematik erlaubt, treffsicher und ohne besondere Vorkenntnisse die Quellen seiner Gemeinde und seines Hofes aufzufinden.

Die eigentliche Forschungstätigkeit, die Auswertung der historischen Quellen, kann selbstverständlich niemandem abgenommen werden. Es bleibt aber zu hoffen, dass mit dem Hilfsmittel des Wegweisers einige engagierte Höfeforscherinnen und -forscher mehr als bisher die Arbeit an einer Dokumentation der früheren landwirtschaftlichen Verhältnisse aufnehmen und ihre Ergebnisse den nachwachsenden Generationen zugänglich machen werden. Auch mögen ihnen Geduld und Beharrlichkeit bei der Auswertung der wirklich reichlich vorhandenen Quellen zur Seite stehen, selbst dann, wenn das erste Quellenstudium nicht gleich den erwünschten Erfolg bringt.

Die bislang veröffentlichten Wegweiser stießen beim interessierten Publikum auf ein einhellig positives Echo. Viele Stimmen äußerten den Wunsch nach einer Ausdehnung des Projektes auf die übrigen Landesteile. Die zuständigen Gremien der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landschaft folgten dankenswerterweise diesem Ruf und genehmigten kürzlich die Bearbeitung eines siebten Projektabschnitts (Kreis Segeberg). Mit den Ergebnissen darf im Sommer 2009 gerechnet werden.

- Harry Kunz: Wegweiser zu den Quellen der Haus- und Hofgeschichte Nordfrieslands, Bräist/Bredstedt 1998 (263 S., ISBN 3-88007-259-0, 20,35 €).
- Ders.: Wegweiser zu den Quellen der Landwirtschaftsgeschichte Schleswig-Holsteins. Abschnitt II: Landschaft Dithmarschen, Bräist/Bredstedt 1999 (272 S., ISBN 3-88007-276-0, 20,35 €).
- Ders.: Wegweiser zu den Quellen der Landwirtschaftsgeschichte Schleswig-Holsteins. Abschnitt III: Kreis Schleswig-Flensburg, Bräist/Bredstedt 2001 (336 S., ISBN 3-88007-289-2, 20,35 €).
- Ders.: Wegweiser zu den Quellen der Landwirtschaftsgeschichte Schleswig-Holsteins. Abschnitt IV: Kreis Ostholstein, Bräist/Bredstedt 2003 (409 S., ISBN 3-88007-303-1, 19,90 €).
- Ders.: Wegweiser zu den Quellen der Landwirtschaftsgeschichte Schleswig-Holsteins. Abschnitt V: Kreis Plön, Bräist/Bredstedt 2005 (272 S., ISBN 3-88007-321-X, 24,00 €).
- Ders.: Wegweiser zu den Quellen der Landwirtschaftsgeschichte Schleswig-Holsteins. Abschnitt VI: Kreis Steinburg, Bräist/Bredstedt 2007 (316 S., ISBN 978-3-88007-340-1, 29,80 €).

Dipl.-Soz. Harry Kunz, Nordfriisk Instituut, Süderstr. 30, 25821 Bräist/Bredstedt, E-Mail: kunz@nordfriiskinstituut.de

Lieselott Enders 1927-2009

Ein tödlicher Unfall am 25.4.2009 nahm uns Dr. Lieselott Enders, Archivarin und Historikerin aus Potsdam. Den Verlust können wir noch nicht ermessen. Denn so, wie sich die Feder sträubt, diese Nachricht überhaupt zu vermelden, so schwer fällt es, die Trauer um den Menschen zu benennen oder gar das Feld in Gänze abzustekken, auf dem Sie ihre Furchen gezogen und dauerhafte Spuren hinterlassen hat. Zudem widerstrebt mir jedes würdigende Wort auch deshalb, weil sie solches, auf ihre Person bezogen, nicht mochte. Sie würde es mir allerdings verzeihen, denn sie war nicht nur eine Wissenschaftlerin von Rang, sie kannte auch die Schwächen dieser Welt und wusste damit umzugehen.

Geboren wurde L. Enders in Elbing/Ostpreussen. Ihr Vater, Amtmann hugenottischer Herkunft, ließ sich pensionieren, um Philosophie studieren zu können, später war er Cheflektor beim Verlag der Nation, wo auch ihre Mutter Lektorin war. Dieser bildungskulturelle Hintergrund hat ihren weiteren Weg geprägt: 1946 Abitur, danach Studium der Geschichte, Germanistik und Pädagogik in Halle, Staatsexamen 1951, dann postgraduales Studium am Institut für Archivwissenschaft in Potsdam, 1953 Staatsexamen als wissenschaftliche Archivarin und Promotion.

L. Enders war von 1951 bis 1972 verheiratet mit Dr. Gerhard Enders, Diplomarchivar wie sie (1972 verstorben). Ähnlich wie sie selbst, wuchsen ihre beiden Kinder, hoch qualifizierte Wissenschaftler der Medizin bzw. Physik, in einem anregenden Bildungsmilieu auf.

Lieselott Enders war ein außergewöhnlicher Mensch. Wie nur wenige, vermochte sie ihr Leben zielführend zu organisieren. Es drängte sie zunächst zur historisch-archivalischen Grundlagenforschung, die ihren Niederschlag fand in maßgeblicher Mitwirkung an Erschließungs- und Bewertungsarbeiten im Archivwesen der DDR und in zahlreichen Beiträgen in den Archivmitteilungen. Vor allem aber verfasste sie, schon mit Blick auf geplante regionalgeschichtliche Monographien, sechs (von 11) der stattlichen Bände des Historischen Ortslexikons (HOL) für Brandenburg (teils unter Mitwirkung von M.Beck und P.Rohrlach). Den Hauptteil ihres Berufslebens (1953-87) arbeitete sie als Abteilungsleiterin am Brandenburgischen Landeshauptarchiv (Staatsarchiv) Potsdam.

Schritt um Schritt hatte sie ihren Archivarberuf um den des Historikers erweitert.

Ihren fundierten regionalgeschichtlichen Ansatz („flächendeckend“, dicht an den Quellen bleibend, vornehmlich auf die Frühneuzeit gerichtet), den ihr so schnell keiner nachmachen konnte, verband sie mit dem Blick auf die Gesamtheit der Gesellschaft in ihren sozialen, politischen, ökonomischen und kulturellen Lebensäußerungen. Auf dieser Ebene entdeckten wir in den 80er Jahren viele gemeinsame Forschungsinteressen, die von der modernen Wende zur Sozial- und Kulturgeschichte wie auch zur Historischen Anthropologie geprägt waren und die auch Bauern, Handwerker und die Landarmut in Gesellschaftsgeschichten im eigentlichen Wortsinn einbanden. In voluminösen monographischen Werken, von denen eins nach dem anderen erschien, lieferte sie entsprechende Nachweise in einem für ihren Arbeitsstil typischen analytischen Ansatz, der als selbstverständlich Geltendes oft eigensinnig in Frage stellte und in größeren Untersuchungsräumen die konkrete Alltagswirklichkeit des kleinräumigen Lebens in beispielhafter Tiefe vorführte (Uckermark, Prignitz, Altmark). Sie ist so zu einer Landeshistorikerin von Rang geworden. Mit der Geschichte der Altmark krönte die „neue Altmeisterin“ der märkischen Landesgeschichte ihr Lebenswerk.

Sie begründete damit zugleich (in definitiver Absage an die dualistische Sichtweise auf die deutschen Agrarverfassungssysteme) den in der Altmark besonders gut fassbaren Basisbegriff „Grundherrschaft“. Die Gutsherrschaft ließ sich in dieser neuen Sichtweise nicht mehr allein dem „Osten“ zuordnen.

Die Wege waren gewiesen und geebnet, über 150 Artikel und kleinere Beiträge aus ihrer Feder hatten der landesgeschichtlichen Forschung zusätzliche Türen geöffnet. Und immer wieder neue Ideen. Weit verstreut fanden sie ihren Niederschlag, zunächst natürlich in den „Archivmitteilungen“, zunehmend dann in den bekannten Jahrbüchern (etwa im Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte) oder in bekannten Zeitschriften (hauptsächlich in der Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie).

Welch ein Lebenswerk, und dazu noch – Welch eine integre Persönlichkeit! Den „aufrechten Gang“ hat sie wiederholt angemahnt und vorgelebt. Schöpferisch, eigenwillig, sehr menschlich und charakterfest, so wird sie uns bleiben.

Jan Peters

Jan Peters, Märkische Lebenswelten. Gesellschaftsgeschichte der Herrschaft Plattenburg-Wilsnack, Prignitz 1550-1800, Berlin 2007 (Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, Band 53), 852 Seiten, 97 Abb.

Seitdem die Arbeiten von Sabeau, Medick und Schlumbohm für Deutschland vorgebracht haben, wie Mikrogeschichte mit Strukturgeschichte verbunden werden kann, hat kein Doktorand, der einfach nur eine Stadt oder ein ländliches Kirchspiel untersuchte, unterlassen, an diese Arbeiten anzuknüpfen und für das eigene Opus ähnliche Intentionen und Interpretationsrichtungen zu reklamieren. Meistens handelt es sich dabei aber um ganz biedere Strukturgeschichten, bei denen wenig in das Innere der behandelten (Mikro-)Gesellschaft geleuchtet wird – bei denen also der anthropologische Ansatz nicht zum Tragen kam. Das lässt sich den Historiker-Gesellenstücken auch nicht zum Vorwurf machen, denn das Eindringen in eine historische Gesellschaft in ihrem Aufbau, mit ihrem inneren und äußeren Beziehungsgeflecht und in ihren Wandlungen, ist eine zeitraubende Tätigkeit, bei der „beharrliches Bohren dicker Bretter“ vorgegeben ist, will man ein akzeptables Resultat erzielen. Nicht umsonst haben die eingangs genannten Autoren Jahre ihres Forscherlebens in ihre Projekte investiert – immer in der Hoffnung, näher an die handelnden und leidenden Menschen der Vergangenheit heranzukommen als es die reine Strukturgeschichte (zumindest in ihrer statistischen Ausrichtung) jemals konnte oder können wird.

Nachdem ihn das Sehen auf die Details und das Interpretieren der Zusammenhänge zwischen den Details schon länger beschäftigte, hat sich Jan Peters, früher Mitarbeiter im Institut für Wirtschaftsgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, dann Professor an der Universität Potsdam und Leiter der Max-Planck-Instituts-Arbeitsgruppe „Ostelbische Gutsherrschaft als sozialhistorisches Phänomen“, heute Pensionär, einer kleinen gutsherrschaftlich und gutswirtschaftlich geprägten Gesellschaft, nämlich der Herrschaft Wilsnack-Plattenburg in der westlichen Prignitz (nordwestliches Brandenburg) zugewandt und nicht nur die Quellenüberlieferung der Herrschaft und der in ihr befindlichen Orte (insbesondere des Städtchens Wilsnack), sondern auch der brandenburgischen Landesherrschaft akribisch und minutiös erfasst. Herausgekommen ist ein voluminöses Werk, in dem die frühneuzeitliche Mikrogesellschaft dieses Gutes von vielen Seiten beleuchtet findet.

Eingangs reflektiert Jan Peters Konzept und Verfahren seines Vorhabens, wobei er die verschiedenen Anregungen, sei es aus der DDR-Volksgeschichte, sei es aus dem Umfeld der „Annales“, sei es aus der historischen Anthropologie, die ihm zuteil

wurden, abwägt und bewertet. Dem Anspruch einer totalen Geschichte kann man – wie jeder erfahrene Historiker weiß – nicht genügen, aber man kann den Blick doch wohl auf "die Ganzheit einer exemplarischen Kleingesellschaft" (S. 9) richten.

Das Buch gliedert sich in chronologisch angelegte Teile, die in einzelne Kapitel zerlegt sind. Nach einer Bestandsaufnahme („Auftakt zum Umbau“ 1552, S. 13-24) wird ein Blick auf die Gutsherrenfamilie von Saldern geworfen (S. 25-46). Dann der erste Hauptteil: „Herrschaft, Inszenierung und Umbau (1550-1575)“ (S. 47-179), in dem es vor allem um das persönliche Engagement des Gutsherrn Matthias von Saldern bei der Nutzung des ihm verlehnten Gutes geht. Im Gegensatz zu den geistlichen Vorbesitzern (Bischöfe von Havelberg) der Herrschaft, denen es um einfache Einkünfte ging, legte es der neue Herr auf die Steigerung seiner Einnahmen und die Ausnutzung der Ressourcen an. Das führte zum Umbau der ökonomischen Struktur der Herrschaft und zu Eingriffen des Herren in das hergebrachte Recht der Untertanen. Insbesondere die Gemeindeautonomie wurde angegriffen. Und das führte zu „Ärger“. Allerdings standen dem Herren nicht die vereinigten Dörfer (und das Städtchen Wilsnack) gegenüber: zwischen den Gemeinden gab es mannigfachen Zwist um Weide-, Wasser-, Hölzungs- und andere Nutzungsrechte. Dass die kirchliche Seelsorge kein unpolitisches Feld war, mussten Patron und Pastor, Gemeinde und Juraten in vielen Konflikten erfahren.

Der zweite Teil behandelt den Zeitraum 1575-1625: „Gutswirtschaft, Bedrängnis und Widersinn“ (S. 181-315). Die Erben von Matthias von Saldern versuchten, den von ihrem Vater eingeschlagenen Weg mit – zeitgemäß – mehr Selbstbewusstsein und Arroganz weiterzugehen, was entsprechend zu härteren Auseinandersetzungen führte. Jan Peters kann hier aber nicht nur ein Bild der Konflikte malen, sondern auch den ganz gewöhnlichen Lebensvollzug der größeren und kleinen Bauern und Stadtbewohner, der ja weitgehend ohne größere Konflikte, dafür in umso bedrohlicherem Kampf mit den Naturgewalten um ertragreiche Ernte und gesundes Vieh geschah.

Die Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges werden im dritten Teil unter der Überschrift „Angst, Hexerei und Krieg (1625-1650)“ (S. 317-360) behandelt. Auch in diesem Kleinterritorium macht sich die Angst vor Zauber und Hexerei in mindestens 36 Fällen bemerkbar. Jan Peters macht sich die neuere Interpretation zu eigen, die den Hexereiwahn in engem Zusammenhang mit den schweren Existenzbedrohungen durch Krieg und Hunger sehen.

Der vierte Teil („Hoffnung, Enttäuschung und Neubeginn (1650-1700)“ (S. 361-

559) schildert die harte Zeit des Wiederaufbaus nach den kriegerischen Störungen. Das gilt sowohl für die Herrschaft, die noch lange mit Einnahmeausfällen durch unbesetzte Hofstellen zu kämpfen hat, wie für Bauern, Kätmer und Gemeinde. Jetzt wird Armut und ihre Folgen (Bettelei, Diebstahl) deutlich fühlbar und sichtbar, wobei Zulauf von außen den Eingessenen zusätzlich zu schaffen macht. Aus Not geborene Delinquenz wird in den Dörfern zumeist toleriert. Wilsnack selbst erlebt hier noch einen verheerenden Stadtbrand (1690). Kapitel über Bildungswesen und Kirchenleben schließen sich an, „Symbole und Rituale - Geschwätz und Habitus“ in den Dorfgemeinden aber auch von Herrschaft gegenüber Untertanen werden ebenso behandelt wie „Geschlecht und Generation, Ehre und Magie“ - womit Jan Peters sich ganz auf der Höhe der historiographischen Diskussion befindet. - Im fünften Teil („Enttäuschung, Hoffnung und Wandel (1700-1800)“ (S. 561-769) gibt es zunächst eine demographische Analyse der ländlichen Gesellschaft mit Einschluss der Städtchens, Heiraten, Geburten und Sterbefälle werden statistisch behandelt, die Größe und Formen der Familien untersucht. Eine spezifische gutsherrschaftliche Prägung ist nicht zu erkennen. Dann geht es um die Gutswirtschaft, die in den Jahren 1550-1750 zwischen Tradition und Erneuerung steht, um dann unter Innovationsdruck zu geraten (Verkoppelung etc.). Dabei kommt die Herrschaftsausübung auch in Turbulenzen - Gefährdungen an vielerlei Fronten führen zu Schrofheit, Distanzierungen, Argwohn der Herren. Schließlich geht es um Bauernarbeit, Bauernnöte und bäuerliche Findigkeit - die Mittel der Untertanen, um sich gegen allzu herrenhaftes Verhalten zu Wehr zu setzen. Und dann müssen auch noch Raum- und Zeitwahrnehmungen und -konzepte behandelt werden - sowohl von herrschaftlicher wie von bäuerlich-gemeindlicher Seite.

Im Anhang des Buches findet sich eine abgedruckte „Oberservanz“ (Ordnung) für das Dorf Legde aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, die 1661 aufgeschrieben wurde, Archiv- und Bibliotheks-, Literatur- und Abkürzungsverzeichnis, Übersichten über Tabellen und Abbildungen, ein Personenregister und eine Reihe von Farbbildungen.

Dass der Abfassung dieses Werkes ein langes und intensives Studium der Überlieferungen zu Plattenburg-Wilsnack vorausgegangen ist, merkt man auf Schritt und Tritt. Dass die enorme Menge an Einzelinformationen dann doch zu einer - oft weit über die Grenzen des Kleinterritoriums ausgreifenden - Gesamtdarstellung in historisch-anthropologischer Absicht verdichtet werden konnte, ist enorm. Eine solche Darstellung muss sich einem streng chronologischen und systematischen Aufbau

entziehen. Strukturen längerer Dauer müssen mit Ereignissen verknüpft werden, weil nur durch Erkenntnis ersterer eine Beurteilung letzterer gelingen kann, ohne letztere aber erstere „leiblos“ bleiben. Das rechte Verhältnis zwischen beiden zu finden, ist hohe Kunst. Umso mehr bewundere ich die Anlage des Werkes, die – dem vorsichtig-abwägenden Naturell des Autors entsprechend – in erster Linie keine bündige „Geschichte“, sondern eine Anregung zu genauem Hinsehen auf Verhaltensweisen und gesellschaftliche Umgehensformen und vorsichtigem Interpretieren von bisweilen allzu „Offensichtlichem“ bieten will. Mit dem Beiseitewischen des alten Vorurteils von der allzu geringen Selbstverwirklichung von untertänigen Menschen in Gutsherrschaftsgesellschaften (vor allem der Aufklärung geschuldet!) lässt sich an die tatsächlichen mentalen Strukturen, an selbstbewusste Verhaltensweisen, an Widerständigkeit ganz neu und anders herangehen, wie Jan Peters zeigt. Und auch der Stolz und die Arroganz der Gutsherren, vor allem im späteren 17. und 18. Jahrhundert, werden demaskiert als eine Angst-Verhaltensweise angesichts wegbrechender oder rasch veränderlicher Strukturen.

So stellt sich dann der Mikrokosmos von Plattenburg-Wilsnack durchaus nicht starr, sondern äußerst beweglich dar ... und könnte wohl ein Modell abgeben, wie im 21. Jahrhundert das konfliktreiche Funktionieren einer herrschaftintensiven Kleingesellschaft zu beschreiben wäre. Ob sich aber viele Nachfolger für solche Großwerke finden? Wie schon die Arbeiten von Sabeau, Medick und Schlumbohm gezeigt haben, und wie auch hier wieder deutlich wird: Man braucht sehr viel Lebensarbeitszeit, um zu solchen Ergebnissen zu gelangen – nicht gerade eine Ermüdung für junge Doktoranden, denen darüberhinaus das breite Wissen und die lange historiographische Erfahrung fehlt, um ein solches Ausnahme-Werk zustande zu bringen.

Klaus-J. Lorenzen-Schmidt, Rostock/Glückstadt

Brigitte Kasten (Hg.): Tätigkeitsfelder und Erfahrungshorizonte des ländlichen Menschen in der frühmittelalterlichen Grundherrschaft (bis ca. 1000). Festschrift für Dieter Hägermann zum 65. Geburtstag (= VSWG-Beihefte 184), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2006 (ISBN 3-515-08788-5), 408 Seiten, • 79.-

In 18 Aufsätzen knüpfen Historiker und Archäologen an die Arbeitsschwerpunkte des renommierten Bremer Mediävisten **Dieter Hägermann** an; mit einem Essay von M. Springer mit dem Titel „War man vor tausend Jahren im Volk verortet?“ und einem Anhang schliesst der Band ab. Er ist in vier Teile gegliedert: 1. Der verortete Mensch, 2. Der tätige Mensch im säkularen Lebensbereich, 3. Der tätige Mensch im religiösen Lebensbereich und 4. Der Mensch und sein Werkzeug. So stehen die (einfachen) Menschen der ländlichen Gesellschaft zwischen der Merowingerzeit und dem 13. Jahrhundert im Zentrum. Programm und Ziel der Untersuchungen sind Annäherungen an die Wirtschafts-, Technik- und Mentalitätsgeschichte und die Betonung der sozialen Praktiken und der Dimensionen von Handlung und Erfahrung. Im vorliegenden Band werden unterschiedliche Quellengattungen untersucht, einschließlich der Ortsnamen (**W. Haubrichs**), der Memorialbücher (**M. Parisse**) und der Polypticha (**J.-P. Devroey**).

Ein einziger Beitrag („Food and Drink in Merovingian Gaul“) ist der Ernährungsforschung gewidmet; **Yitzhak Hen** schlägt eine Neuinterpretation von Anthimus' Traktat *de observatione ciborum* vor. **Brigitte Engelsch**s Interesse gilt der Erfahrung von Raum durch Illiterate und dem hochmittelalterlichen Wandel der Kartographie. So trägt ihr Artikel dem in der Geschichtswissenschaft aktuellen „spatial turn“ Rechnung. Englisch fragt nach der Vermittlung und Interdependenz von in Klöstern tradiertem enzyklopädischem Wissen über Geographie einerseits und den geographischen Kenntnissen illiterater Händler, Wanderprediger und Bauern andererseits.

Wie für die Merowinger- und der Karolingerzeit nicht anders zu erwarten, diskutieren einige Autorinnen und Autoren über die sozialen Verhältnisse in den bekannten Grundherrschaften der Abteien Prüm, St. Gallen, Weissenburg, am Rande auch Saint Germain-des-Prés, Cluny und andere (**J.-P. Devroey**, **H.-W. Goetz**, **B. Kasten**, **G. Jordan**, **J. U. Büttner**, **S. Kaschke**, **K. Elmshäuser**). Besonders der für den Raum nördlich der Alpen einzigartige, reiche Bestand von St. Galler Privaturkunden eignet sich für die Bearbeitung neuerer Fragestellungen zur privaten Grundherrschaft (Goetz) und zur sozialen Verortung der Tradenten und Tradentinnen. Um den Personenkreis der Schenker methodisch einwandfrei dem Adel oder den (kleinen) bäuerli-

chen Grundbesitzern zuordnen zu können, regt Gesine Jordan an, das Urkundenmaterial prosopographisch auszuwerten. Brigitte Kasten stellt die agrargeschichtlich zentrale Frage des agrarischen technischen Fortschritts. Anhand von St. Galler und Weissenburger Quellen zur prekarischen Bodenleihe kommt sie zu einem negativen Befund. Erlauben doch die in den Urkunden gelegentlich enthaltenen Meliorationsklauseln nicht den Schluss, die genannten Abteien hätten in strukturschwachen ländlichen Gebieten agrarische Innovationen angestrebt. Seitens der Grundherrschaft diene die prekarische Bodenleihe indes der Sicherung der durch Investitionen des Leihenehmers erreichten Wertsteigerung.

Indem mehrere Autoren den gleichen Fragenkomplex erörtern, entsteht inhaltliche Kohärenz. Wie **W. Rösener**, **M. Parisse** und **J.-P. Devroey** darlegen, ist die alte Debatte um die Kontinuität/ Diskontinuität zwischen spätantiker und mittelalterlicher Sklaverei vor dem Hintergrund der Rechtsgeschichte und der historischen Semantik weiterhin aktuell. Denn die Antworten hängen nicht zuletzt von der (französischen bzw. deutschen) Übersetzung der Begriffe *mancipia*, *servus*, *ancilla* ab. Im römisch-deutschen Reich ist, während sich die Grundherrschaft im 8./9. Jahrhundert konsolidiert, der Wandel „vom Sklaven zum Bauern“ zu beobachten, oder, wie Parisse zu dem in Frankreich festgestellten Wandel um 1080 formuliert: „le serf devient un être humain, et surtout un paysan“ (S. 97). Eine (extreme) Handlungsmöglichkeit von Menschen, die den Status der Servilität bzw. Hörigkeit nicht ertragen, ist die Flucht. Noch spielte der Binnenhandel mit Sklaven aus dem Slawengebiet eine Rolle. Die Haussklaverei indessen hielt sich weiterhin im Mittelmeergebiet; dieses Problem wäre allerdings unter Berücksichtigung der Kategorie Gender zu analysieren (vgl. Susan Mosher Stuard, *Ancillary Evidence for the Decline of Medieval Slavery*, in: *Past & Present* 149, 1995, S. 3-28).

Zu geradezu gegensätzlichen Resultaten bezüglich der Annahme des christlichen Glaubens durch die ländliche Bevölkerung gelangen **Cordula Nolte** und **Heinrich Schmidt**. Wenn man Gregor von Tours Glauben schenken darf, war die Christianisierung in den Kerngebieten der Francia im 6. Jh. weitgehend vollzogen, (Nolte). Dagegen hielten in Sachsen noch in der Karolingerzeit viele Menschen an ihren heidnischen Glaubenspraktiken (*ritus paganorum*) fest, zumal der herrscherliche Christus und die als *alieni* wahrgenommenen Heiligen mehr adeliger als bäuerlicher Mentalität entsprachen und eine gewisse Konkurrenz zu den alten Hausgöttern fort-dauerte (Schmidt). Christianisierung und „Frankisierung“ sind in Nordhessen bauarchäologisch mit der Ausbreitung des Steinbaus für Befestigungen und erste Kir-

chen fassbar, wie **A. Hedwig** in seinem irreführend „Zum Stand des Handwerks“ betitelten Aufsatz ausführt.

Im vierten Teil der Festschrift werden wirtschaftsgeschichtliche und archäologische Themen präsentiert. **U. Reckers** und **M. Schefziks** Ausführungen zu einem Netzwerk wirtschaftsarchäologischer Forschungsprojekte sprengen den zeitlichen Rahmen des Buchs, indem sie auf grössere Zeiträume in der „longue durée“ gerichtet sind. Aus den betreffenden Projekten ist zu folgern, dass der transdisziplinäre Dialog von Archäologie und „klassischer“ Geschichtsforschung in Deutschland noch unterentwickelt und die Zusammenarbeit stark ausbaufähig sind. Als ergiebig erweisen sich archäologische Prospektionen und Funde nicht nur für die Alltagsgeschichte, sondern besonders auch für die Wirtschafts- und Geldgeschichte. **K.-H. Ludwig** stellt jüngere Forschungen über den unter den Merowingern einsetzenden Silberbergbau im vicus Metullum/Metallum (Melle, Poitou, F) vor; die dortigen reichhaltigen archäologischen Befunde zwingen zur Neuinterpretation von früher falsch gedeuteten Inschriften auf Fundmünzen, die offensichtlich den Namen des Bergbauorts festhalten. Auf dessen ökonomische Bedeutung für den König weist ein Passus in den Gesta Dagoberti I. über die fabri argentarii in Melle hin.

K. Elmhäuser analysiert die ökonomische und logistische Bedeutung von Schiffs-transporten unter anderem auf Rhein und Mosel am Beispiel des abgelegenen Eifelklosters Prüm. Wie auch im Beitrag von **A. Hedwig** kommen nicht nur Texte und Sachen (Schiffe, Werkzeug, Salzpflanzen) zur Sprache, darüber hinaus ist von Menschen im Handwerk, im Bau- und Transportwesen die Rede: Spezialisten wie beispielsweise die Schiffsführer nahmen Basisfunktionen wahr, indem sie im schwerfälligen System der Grundherrschaft (Problem des weit gestreuten Grundbesitzes) die Distribution von Agrarprodukten und Gütern wie Salz und Eisen sicherstellten und die Transporte für den langsam in Gang kommenden Handel durchführten. Auf die Verhältnisse im Zeitalter der ausgebildeten Stadtwirtschaft geht **U. Weidinger** ein. Er nimmt Auseinandersetzungen um die ältesten Seerechte Lübecks und Hamburgs unter die Lupe, in denen der Interessenkonflikt zwischen Verfrachtern und Befrachtern verhandelt wird.

Den Forschungsanliegen des Jubilars Dieter Hägermann entsprechend vermitteln die Beiträge Einsichten in die Welt frühmittelalterlicher Menschen, ihre Tätigkeiten und ihre Vorstellungswelten. Gleichzeitig bieten sie Einblick in laufende Forschungsdebatten.

Dorothee Rippmann (Zürich/Wien)

**„Das Bild des Bauern vom Mittelalter bis ins 21. Jahrhundert.
Selbst- und Fremdzuschreibungen. Deutschland, Europa, USA“**

Bericht von der AKA-Sommertagung 2009

Ira Spieker (Dresden) und Ursula Schlude (Berlin)

Anlässlich seines Sommertreffens lud der Arbeitskreis für Agrargeschichte (AKA) am 10. und 11. Juli 2009 zu einer internationalen Konferenz ein, die in Hannover im Hanns-Lilje-Haus stattfand. Ein weit gespanntes Thema wurde in zwölf Vorträgen geographisch und zeitlich ausdifferenziert, wobei sich die Mehrzahl der Beiträge mit neuzeitgeschichtlichen Themen beschäftigte. **Daniela Münkel** (Berlin/Hannover) konzipierte und organisierte die Veranstaltung und gab einleitend eine Standortbestimmung der Fragestellungen vor, die in drei Sektionen präsentiert wurden.

Die erste Sektion „Bauernbilder im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit“ (Moderation: Stefan Brakensiek, Duisburg-Essen) eröffnete **Dorothee Rippmann** (Zürich) mit ihrem Beitrag zu „Bildern vom Bauern im Mittelalter: Ikonographische und Quellentypologien“. Anhand von Bild- und Textbeispielen des Zeitraums 13.-16. Jahrhundert legte sie Konstruktionsmuster des Bäuerlichen frei, wie sie in verschiedenen argumentativen Kontexten funktionierten. Während kirchlich geprägte Bilder die Verfügungsgewalt über bäuerliche Arbeit als Ressource symbolisierten, insbesondere auch für den Bau von Gotteshäusern, wie Beispiele in den Kathedralen zu Tours, Chartres und Le Mans dokumentieren, ist der Bildsinn von Darstellungen, die mit Tropen wie „Bauerntöpel“ oder „wilder Mann“/„wilde Frau“ für Bauer und Bäuerin arbeiten, im frühneuzeitlichen stadtbürgerlichen Kontext zu verorten, wo sie der Abgrenzung dienten, oder – etwa in Darstellungen der Bauernhochzeit – das „Andersein“ des Bauernstands konstatieren. Die bäuerliche Frau (prototypisch: Jeanne d’Arc) ist in der Regel weniger negativ konnotiert als der Bauer.

Frank Konersmann (Bielefeld) fokussierte in Abwandlung des ursprünglichen Vortragstitels auf die Begriffsgeschichte des bäuerlichen Selbstbilds und regte „Auf der Suche nach den «Bauern» und dem «Bauernstand»“ an, den Wandel in der Begriffsbildung und ihrer Verwendungsgeschichten eher nicht in juristischen oder theologischen Schriften zu untersuchen, da diese Quellen Selbstbezeichnungen weitgehend unberücksichtigt lassen, sondern in Dienst- und Abgabenregistern, Schreibe-

büchern oder Akten der ländlichen Rechtssprechung. Hier eröffnet sich ein großes Spektrum an Differenzierungen über den Begriff „Bauer“ hinaus, wie beispielsweise „arme Leute“, „Halbleute“, „Gottesleute“ oder „Eigenleute“. Wie solche Namen auch umgedeutet und argumentativ genutzt wurden, zeigte Frank Konersmann an den „sprachsteuernden Strategien des Adels“ im Prozess der Durchsetzung der Leibeigenschaft.

In seinem Vortrag „Bauern zählen. Zur sprachlichen Dimension sozialen Wandels in südwestdeutschen Dorfgesellschaften des 18. und 19. Jahrhunderts“ plädierte **Niels Grüne** (Bielefeld) für eine praxeologische Semantik, die zeitgenössische Benennungen für bäuerliche Gruppen und Subgruppen im Dorf (in Dokumenten zu Steuer-, Abgaben- und Fronwesen) in den Kontext rückbindet, in dem sie eingesetzt wurden, und als notwendige sprachliche Konstrukte versteht. In vier Dörfern der badischen Rheinpfalz, die er untersuchte, finden sich subtil differenzierende Etikettierungen, deren kommunikative wie argumentative Unterscheidungsabsichten mit der Expansion der dörflichen Mittelschicht erklärt werden können. In obrigkeitlichen Zuschreibungen der Zeit wurde die Kategorie „Bauer/Ackersmann“ (18. Jh.) mit dem neuen Begriff des „Landwirths“ (19. Jh.) dagegen umfassender ausgelegt, in der Absicht integrierende Kategorien zu bilden. Eine Renaissance des Begriffs „Bauer“ erfolgte in der Zeit nach 1848/49, mit neuer ideologischer Aufladung.

Die zweite Sektion der Tagung analysierte „Bilder des Bauern und der ländlichen Gesellschaft in Frankreich, Spanien, Ungarn und den USA“ (Moderation: Frank Konersmann / Daniela Münkel). **Nadine Vivier** (Le Mans) zeichnete in ihrem Vortrag „The image of the French peasant 1850-2000: From archaic country bumpkin to the go ahead businessman“ das Bild von der bäuerlichen (= ländlichen) Bevölkerung entlang der politischen Epochen der neueren französischen Geschichte. Dafür bediente sie sich vor allem literarischer Texte (kontrastierend für die Zeit von 1835-1870: George Sand und Honoré de Balzac; für die Dritte Republik 1870-1944: der ländliche Sozialroman), die den bürgerlichen Blick auf das Land – empathisch wie sozialkritisch – formten. Im Genre des Sozialromans wurden die landlosen Pächter zu Trägern des Fortschritts, die Bauern hingegen negativ gezeichnet. Mit Zuschreibungen wie Gesundheit, Reinheit und Traditionsfestigkeit wurde die ländliche Welt als solche schon in napoleonischer, dann auch in republikanischer Zeit mit wechselnder Intensität rhetorisch in den Staat eingebunden. Nach 1945 erwuchs das soziologische und ethnologische Interesse an der bäuerlichen Welt im eigenen Land. Sie entschädigte, so Nadine Vivier, für die Exotik der verlorenen Kolonien. Auch das

Bild des Bauerntölpels lebte wieder auf – ein Beispiel hierfür bietet die ungebrochene Erfolgsgeschichte der Comicfigur Bécassine.

Der Vortrag „Grenzen des Homo Oeconomicus. Das Bild des Bauern im spanischen Sozialkatholizismus“ eröffnete ein Kapitel der spanischen Agrargeschichte, in dem katholische Geistliche als ausgewiesene Agrarexperten auf dem Land agierten. **Gloria Sanz Lafuente** (Pamplona) stellte die sozialkatholische Bewegung der 1920/30er Jahre in einen Zusammenhang mit der Globalisierung des Agrarmarkts, der ein stärkendes „lokalisierendes“ Bewusstsein entgegengehalten werden sollte. Die ideologischen Absichten und agitatorischen Strategien der Bewegung gingen mit einem modernisierten, gleichwohl konservativen Bauernbild einher. Das Bild vom „campesino“ (Bauer) wurde durch das des „agricultor“ (Landwirt) abgelöst, der unternehmerisch, modern und fromm zugleich ist, das Bild der Bäuerin als Mutter, Hauswirtschafterin und Landwirtin nur moderat neu bestimmt. Die Transformation dieser Bilder war auf die besitzenden Bauernfamilien zugeschnitten. Sie wirkte in Teilen Nordspaniens erfolgreicher als im Süden, wo die sozialen Konflikte zwischen Landarbeitern und Großgrundbesitzern eher den (ideologischen) Nährboden für die anarchistische Agitation bereiteten.

„Sechs Bilder des ungarischen Bauerntums 1848-1945“ umriss **András Vári** (Miskolc) anhand von bauernpolitischen Diskursen in Ungarn: der aufklärerische, auf den Bauer als Erziehungsobjekt gerichtete Diskurs, der nationale Diskurs („widerständiger Ungar“), der wissenschaftlich-technische („der dumme Produzent“) und der Diskurs vom kultivierten „Genossenschaftsbauern“. Weiterhin zählten das Bild vom leidenden/barbarischen Bauern, der untergehen muss, und von dem sich selbst bestimmenden (von Calvinismus und radikaler Demokratieauffassung geprägten) bäuerlichen Staatsbürger hinzu. Sie transportierten Topoi des Bäuerlichen bis in die Schulbücher, Lieder, Romane und Kalendergeschichten. Ihre Inhalte kreisen um vermeintliche Charaktereigenschaften von (männlichen) Landbewohnern, deren Wirtschafts- bzw. Politikfähigkeit. Sie dienten der Nationalisierung des Bauernbildes, auch der Idee einer kultivierten ländlichen Elite. Die Bilder überlager(te)n sich immer wieder und kursieren bis heute auf der „geistigen Umlaufbahn“.

Eine breit gefächerte Analyse der ländlichen Belletristik Mitteleuropas unternahm **Roman Holec** (Bratislava) in seinem Beitrag „Das Bild des Bauern in der mitteleuropäischen Kunstliteratur im Hinblick auf den Agrarismus“. Diese Bewegung, von Intellektuellen und politischen Eliten angeführt, bildete das kulturelle Umfeld, in dem zahlreiche Werke einflussreicher Autoren aus Polen, Bulgarien, Rumänien, Tschechien, der Slowakei und Norwegen ihre Wirkung entfalten konnten. Ihre literarischen Ent-

würfe prägten in unterschiedlicher Weise – konservativ stilisierend, reformierend, utopisierend – gefilterte Bilder vom Land und der Landbevölkerung, die als Leitbilder – je nach ideologischem Gehalt – in der Öffentlichkeit eingesetzt und politisch instrumentalisiert werden konnten für agrardemokratische Ideen, für die kommunistische Agitation, die Emphase der moralischen Überlegenheit bäuerlicher Individuen oder ihrer Naturverbundenheit in einem „unterentwickelten“ Agrarstaat.

Den Abschluss dieser Sektion bildete ein Blick nach Übersee: **Frank Uekötter** (München) konterkarierte mit „Yeoman, Farmer, Ökopionier: Die vielfältigen Gesichter des amerikanischen Landwirts“ Vorstellungen, vor allem europäisch geprägte, von dem US-amerikanischen Landwirt. Bei der Selbstinszenierung und Fremdwahrnehmung dieses „Bauern, der kein Bauer ist“ fallen die hohe Technisierung, die Bewirtschaftung enormer Flächen sowie das Bild von der amerikanischen Agrarfabrik ins Gewicht. Uekötter stellte die Besonderheiten der US-amerikanischen (Agrar-)Geschichte heraus, wie etwa das Leitbild und die Funktion des Yeoman im Demokratisierungsprozess, und ging auf Kontinuität und Wechselwirkungen des transatlantischen Austausches ein. Farming in den USA ist nicht an familiäre Tradition und Sozialisation gebunden, sondern eher pragmatisch ausgerichtet. Die ideologische Konnotation des Ländlichen, wie aus der europäischen Wirkungsgeschichte bekannt, spielt dabei keine Rolle.

Die dritte Sektion „Bauern- und Bäuerinnenbilder – Deutschland und EWG. Brüche und Kontinuitäten im 20. Jahrhundert“ (Moderation: Frank Uekötter) widmete sich „politischen“ Bildern des Bäuerlichen, insbesondere der Nachkriegszeit.

Daniela Munkel (Berlin/Hannover) kontrastierte „Das Bauernbild im Nationalsozialismus und in der DDR“, fragte nach seiner Funktion für die Legitimierung und Stabilisierung von Herrschaft, verwies auf die Militarisierung der Sprechweisen über das Bäuerliche in Kriegs- und Krisenzeiten und zeigte, wie auch geschlechterbezogene Bildvarianten den (ökonomischen) Bedingungen entsprechend instrumentalisiert und gegebenenfalls modifiziert wurden. Noch bis 1952 prägte in der DDR die Norm der Privatwirtschaft das Bild der bäuerlichen Familie. Erst mit der Kollektivierung etablierte sich ein neues Leitmotiv, das auf das Kollektiv der werktätigen Landbevölkerung fokussierte. Während das Bild in der alten Bundesrepublik weitgehend konstant blieb, konnte die DDR so den Erfolg für sich verbuchen, ein ganz neues Image implementiert zu haben. Abschließend ergab sich die Frage, wie tief dieses neue Leitbild internalisiert wurde und welche Konsequenzen sich daraus für bäuerliche Wirtschaftsweisen nach 1989 ergaben.

Ulrich Schwarz stellte erste Ergebnisse seiner vergleichenden Untersuchung vor zum „Bild des Bauern in Niederösterreich und Bayern im Spiegel von Bauernkalendern“. Die inhaltsanalytische Auswertung von Bauernkalendern der Nachkriegszeit (bis 1989) fokussiert auf die Bereiche Gesundheit sowie den Umgang mit Kapital und Kredit und macht eine fast linear verlaufende Etablierung von durchaus neuen Bewertungsmaßstäben und Strategien deutlich – analog zur allgemein-gesellschaftlichen Entwicklung. Dabei lassen sich Paradigmenwechsel in der jeweils propagierten Wirtschaftsweise festmachen, ausgehend von den „bäuerlichen“ Tugenden Fleiß und Sparsamkeit hin zum Leitbild des Produzenten und Unternehmers, der (Fremd-)Kapital in den Betrieb investiert; aber auch in den Empfehlungen für den Umgang mit der bäuerlichen Physis. Vorstellungen von der an sich gesunden bäuerlichen Arbeit weichen Fitness-Programmen für den durch Maschinerie einseitig belasteten Bauern und Entspannungstrainings für die an Schlaflosigkeit leidende Bäuerin.

In der Geschichte der Europäischen Union spielte die Landwirtschaftspolitik eine Vorreiterrolle als vereinheitlichendes Politik-Medium. Nahezu 90 % der Ausgaben und Rechtsvorschriften der Vorläuferorganisation EWG betrafen agrarpolitische Maßnahmen. Mit der Rolle ihres profilierten Landwirtschafts-Kommissars Sicco Mansholt befasste sich der Vortrag von **Henning Türk** (Duisburg/Essen) „Die Auseinandersetzung zwischen der EWG-Kommission und der Regierung der Bundesrepublik Deutschland um die EWG-Agrarpolitik zwischen 1957 und 1968 – Ein Streit der Leitbilder?“. Dabei ging es um die geradezu sozialutopisch aufgeladene Konzeption des überlebensfähigen Agrarunternehmens, die dem 1968 veröffentlichten so genannten Mansholt-Plan zugrunde lag, und dessen – zwangsläufige – Kollision mit dem bundesdeutschen Leitbild des bäuerlichen Familienbetriebs. Da der Plan aus europapolitischen Gründen nicht scheitern sollte, wurde er modifiziert. Die Herausforderung stärkte letztlich beide Leitbilder, u. a. indem sie regionale politische Arbeit motivierte und provozierte.

Anke Sawahn (Hannover) referierte abschließend über das „Weibliche Selbstbildnis als Machtfaktor der Landfrauenvereine“ und entwickelte die Verbands- und Ideengeschichte der Landfrauenbewegung entlang der agrarpolitischen Konjunkturen seit der Kaiserzeit. Der agrarlobbyistisch und nationalistisch orientierte Verband war stark von seiner Präsidentin Elisabeth Boehm geprägt, die dieses Amt 30 Jahre lang ausübte. Von ostpreußischen Großgrundbesitzerinnen gegründet, mit den protestantisch-nationalen Kräften der Weimarer Republik konform gehend und im Reichsnährstand der NS-Zeit als einzige Frauenorganisation weiter existierend, gründete der heute immer noch größte bundesdeutsche Frauenverband sich 1948 formal neu

und orientierte sich nun an einem offeneren Bild von der Landfrau. Als Wahlfaktor und Vermittlungsinstanz konservativer Selbstbilder spielt der Verband immer noch eine einflussreiche Rolle. Hinzu kommt seine sozialintegrative Funktion im ländlichen Raum.

An die Vorträge schlossen sich lebhaft Diskussionen an, die insbesondere den Bedarf an Begriffsbestimmung und Vergleichsebenen für die Ergebnisse wie auch an theoretischen Konzepten und methodischen Zugängen dokumentierten. Der Topos des „Bilds“ war mehrheitlich rein metaphorisch interpretiert worden. Trotz des viel zitierten *iconic turn* beschäftigten sich die meisten Beiträge mit „Text-Bildern“ und Diskursen. Überlegungen zur Funktion und zum Aussagewert sowie generell zum Quellencharakter bildlicher Darstellung wurden nur vereinzelt angestellt.

Die Kategorie Geschlecht war bei vielen Beiträgen nicht integrativer Bestandteil des Forschungskonzepts, sodass viele überzeugende Beispiele von „männlichen“ Bildern des Bäuerlichen für die geschlechtergeschichtliche Analyse leider ungenutzt blieben. Dennoch wurde der Anspruch der Konferenz eingelöst und – dem Tagungstitel entsprechend – ein großer Bogen geschlagen. Die Beiträge lieferten Ergebnisse, die unterschiedliche Entwicklungslinien in untersuchten Regionen und Zeiträumen aufzeigten und eine epochenübergreifende und international vergleichende Zusammenschau ermöglichten. Die Publikation der Beiträge in einem Tagungsband ist vorgesehen.

Das nächste Sommertreffen des AKA ist dem Thema „Jüdisches Leben auf dem Land vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert“ gewidmet und wird in Zusammenarbeit mit dem Vorstand von **Sigrid Schmitt** (Trier) organisiert.

Bericht von der AKA-Mitgliederversammlung 2009

Das 15. Sommertreffen des AKA fand am 10. und 11. Juli 2009 in den Räumen des Hanns-Lilje-Hauses in Hannover statt. Im Anschluss an die Fachtagung „Das Bild des Bauern“, die rund 40 Referenten und Zuhörer verfolgt hatten (siehe Tagungsbericht), fand die AKA-Mitgliederversammlung statt, an der 18 Mitglieder teilnahmen.

Der Vorsitzende des AKA, Stefan Brakensiek, führte die Versammlung mit einem Überblick über den Stand des zwar reduzierten, dennoch zur Realisierung kommenden Handbuch-Projekts ein.

Johannes Bracht erläuterte den Kassenbericht des zurückliegenden Jahres (siehe Kassenbericht). Auf der Ausgabenseite hob Bracht die Zahlung des Förderpreises

hervor, der aber im laufenden Kassenjahr nicht fällig werden würde. Für die Einnahmenseite erläuterte er seine Bemühungen um Anzeigen im Newsletter und appellierte an die Anwesenden, bei eigenen Publikationen die Verlage auf den Newsletter als Werbemedium hinzuweisen. Nachfragen zum Kassenbericht bezogen sich auf die Außenstände, insbesondere säumige Mitglieder, und ob diese vom Kassenführer ab einer bestimmten Anzahl Jahre abgeschrieben würden. Dies verneinte Bracht. Auf Antrag des Kassenprüfers Heinrich Kaak entlastete die Versammlung den Kassenführer bei einer Enthaltung, und anschließend den Vorstand bei vier Enthaltungen.

Es schloss sich die Diskussion um einen Antrag des Vorstandes an, die Mitgliedsbeiträge anzuheben. Seit 2003 war der Mitgliedsbeitrag unverändert geblieben. Begründet wurde der Antrag mit gestiegenem Preisniveau, mit dem Wunsch, dem Webmaster eine höhere Vergütung zukommen zu lassen und mit Risiken bei der Tagungsfinanzierung, die sich im Vorfeld der „Bild des Bauern“-Tagung als sehr schwierig herausgestellt hat. Einstimmig (bei einer Enthaltung) beschlossen wurde, den normalen Mitgliedsbeitrag mit dem Jahr 2010 auf 20 Euro anzuheben, den Beitrag für studentische Neumitglieder auf 10 Euro und einen Beitrag für erwerbslose Mitglieder in Höhe von 10 Euro einzuführen. Zudem wurde die Vergütung des Webmasters (momentan ebenfalls J. Bracht) auf 35 Euro pro Monat angehoben.

Der folgende Tagesordnungspunkt behandelte die Tagungsplanung. Bereits 2008 hatte sich Sigrid Schmitt bereiterklärt, 2010 eine Tagung über „Jüdisches Leben auf dem Land“ zu planen. Dabei ergibt sich eine günstige Verbindung des Trierer SFB 600 und des AKA. Diese Planungen waren nun bereits weit vorangeschritten. Termin wird der 2. Juli 2010 sein. Der Veranstaltungsort stand noch nicht fest, die Organisatorin plädierte wegen der Verbindungen zum SFB für Trier, aus dem Plenum kamen aber auch Meldungen, die den Ort Frankfurt präferierten, weil er für viele besser erreichbar sei.

Für 2011 schlug der Vorsitzende das Thema „Konsum in der ländlichen Gesellschaft“ vor, während Ira Spieker das Thema „Mobilität“ ins Gespräch brachte. Das Plenum zeigte sich unentschieden, eine Entscheidung wurde auf 2010 vertagt. Gleichzeitig regten mehrere Teilnehmer an, für den Historikertag 2010 einen agrargeschichtlichen Sektionsvorschlag einzureichen.

Zuletzt beschloss die Mitgliederversammlung noch, 2010 zum zweiten Mal den „Förderpreis Agrargeschichte“ auszuschreiben. Angeregt wurde von Clemens Zimmermann, neben dem ersten auch zwei Ehrenpreise zu vergeben, die selbst bei fehlender Dotierung für die Zweit- und Drittplazierten Teilnehmer von immateriellen Wert seien.

Johannes Bracht

Kassenbericht des Arbeitskreises für Agrargeschichte

Berichtszeitraum: 4.6.2008-1.7.2009, Kassenführer: Johannes Bracht

Einnahmen	Euro
1. Guthaben Girokonto am 4.6.2008	1.560,97
2. Guthaben Tagesgeldkonto am 4.6.2008	4.610,89
3. Mitgliedsbeiträge	712,78
4. Anzeigen	150,00
5. Zinsen Tagesgeldkonto	177,62
6. Tagungsgebühr 2009	95,50
7. Gutschrift unbekannter Herkunft	0,01
Summe Einnahmen	7.307,77

Ausgaben	
8. Produktion Newsletter	673,71
9. Website (Niels Grüne/ Kontent GmbH)	388,20
10. Fahrtkosten und Hilfskräfte Sommertagung 08	617,72
11. Fahrtkosten Sommertagung 2007	234,00
12. Förderpreis	1.000,00
13. Girokontoführung (incl. Zinsen)	90,84
14. Steuern und Soli	56,22
Summe Ausgaben	3.060,69

Saldo Einnahmen minus Ausgaben 4.247,08**Guthaben am 1.7.2009**

Tagesgeldkonto	3.732,29
Girokonto	514,79
Summe Guthaben	4.247,08

Außenstände

Mitgliedsbeiträge 2006 (15 St.)	225,00
Mitgliedsbeiträge 2007 (28 St.)	420,00
Mitgliedsbeiträge 2008 (33 à 15•, 1 à 5•)	500,00
Mitgliedsbeiträge 2009 (109 à 15•, 4 à 5•)	1.655,00
Rechnung DLG-Verlag	100,00
Summe Außenstände	2.900,00

Verbindlichkeiten

Homepage-Page durch J. Bracht April 09 bis Juni 09	75,00
Druck Newsletter 25	ca. 300,00
Mitgliedsbeiträge 2010-11	55,00
Summe Verbindlichkeiten	ca. 430,00

Uni Osnabrück/ Uni Oldenburg/ Museumsdorf Cloppenburg

„Mensch und Umwelt“ in Museum, Schule und Universität

Wie haben die Menschen im 18. und 19. Jahrhundert ihre Umwelt wahrgenommen? Wie sind sie mit den Ressourcen der Natur umgegangen? Seit wann spielen Nachhaltigkeit und Schutz der Umwelt eine Rolle im Verhältnis Mensch und Umwelt, Natur und Kultur? Antworten soll das Verbundprojekt „Mensch und Umwelt“ geben.

Federführend ist die Universität Osnabrück unter Leitung der Frühneuzeit-historikerin Prof. Dr. Siegrid Westphal, die mit diesem Projekt die seit sieben Jahren bestehende enge Kooperation mit dem Niedersächsischen Freilichtmuseum Museumsdorf Cloppenburg (Prof. Dr. Uwe Meiners) fortsetzt. Neu hinzu gekommen ist die Universität Oldenburg (Prof. Dr. Dietmar von Reeken). Die Projektleitung und Koordination liegen in den Händen von Dr. Heike Düselder. Die Volkswagen-Stiftung fördert das Projekt mit einer Summe von 540.000 Euro für eine Laufzeit von drei Jahren.

Im Zentrum des Verbundprojektes, dessen Besonderheit in der Kooperation der drei Institutionen Universität, Museum und Schule liegt, steht das gemeinsame Forschen, Lehren, Lernen, Dokumentieren und Vermitteln. Verbindendes Element ist die Umweltgeschichte der Vor-moderne und somit die Rekonstruktion von Umweltbedingungen und die Umweltwahrnehmung der Menschen im 18. und 19. Jahrhundert. Ausgehend von der These, dass dem industriellen Wandel ein mentaler Wandel vorausgeht, geht es um Fragen von Nutzung und Schutz natürlicher Ressourcen, um Nachhaltigkeit

und das Verhältnis von Ökonomie und Ökologie in der vorindustriellen Zeit.

Der Forschungsverbund gliedert sich in drei Teilprojekte. So geht es in einem an der Universität Osnabrück angesiedelten Forschungsvorhaben zur Umweltgeschichte der Frühen Neuzeit insbesondere um Konflikte um Ressourcen im Rahmen von Herrschaftsverhältnissen. Das zweite Projekt widmet sich der Umweltgeschichte im Freilichtmuseum und sucht dabei auch nach neuen Möglichkeiten der Vermittlung und Visualisierung dieser Inhalte. Die dritte Säule bildet ein an der Universität Oldenburg verankertes geschichts-didaktisches Vorhaben „Mensch und Umwelt in der Schule - forschend-entdeckende Lernprozesse zu umwelthistorischen Themen“. Integriert ist hier die Zusammenarbeit mit Schulen der Region mit dem Ziel, Unterrichtsmaterialien zur Umweltgeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts zu entwickeln und zu erproben. Neben den Publikationen, die im Rahmen des Projektes erstellt werden, ist eine große Ausstellung zur Umweltgeschichte im Museumsdorf geplant, die im Frühjahr 2012 eröffnet werden soll.

Quelle: <http://idw-online.de/pages/de/news322603>

Museumsdorfs Cloppenburg/ Uni Münster (Volkskunde/ Europ. Ethnologie)

Bäuerliche Repräsentationskultur in der Wesermarsch vom 17.-19. Jahrhundert

Die Wesermarsch gilt als eine Region, die kulturhistorisch noch viel Unentdecktes zu bieten hat. Große Gehöfte, Kirchen mit jahrhundertealten Kirchenstuhlrechten, Friedhöfe mit seit dem 17. Jahr-

hundert genutzten Grabkellern verweisen auf eine wohlhabende und äußerst standesbewusste bäuerliche Elite. Während in den meisten Regionen Mitteleuropas die konjunkturelle Blüte des 16. Jahrhunderts durch den 30jährigen Krieg zum Erliegen kam, wurde in der Wesermarsch gerade dieser Zeitraum zur Grundlage von Wohlstand. Hier lebte man vom Fettviehhandel, wurde reich und investierte in Hausbau und Repräsentationskultur. Gleichzeitig kam es zu einer bewussten Ausprägung protestantischer Ausdrucksformen und zur Identifizierung der bäuerlichen Oberschicht mit protestantischen Idealen.

Ziel des von der Stiftung Niedersachsen finanzierten Projektes „Bauern – Kirchen – Friedhöfe. Bäuerliche Repräsentationskultur in der Wesermarsch vom 17-19. Jahrhundert“ des Museumsdorfs Cloppenburg in Zusammenarbeit mit dem Seminar für Volkskunde/ Europäische Ethnologie Münster ist es, die aus historischen Zeiten vorhandenen Objekte zu dokumentieren, zu fotografieren und zu inventarisieren. Dazu gehören die Friedhöfe genauso wie die Häuser, die Möbel und anderes Gerät ebenso wie die Stiftungen der Gläubigen im kirchlichen Raum oder Graffiti an den Kirchenbänken. All diese Dinge spiegeln das Selbstbewusstsein der bäuerlichen Familien, ihr Bedürfnis nach quasi adeligem Repräsentationsbemühen, nach sozialer Abgrenzung und Bewahrung ererbter Rechte. Auch in wirtschaftlich schwierigen Zeiten des 18. Jahrhunderts hielt man daran fest. Im 19. Jahrhundert lebte die großbäuerliche Elite in extremem Wohlstand und übernahm die Lebensweise des städtischen Großbürgertums, zog sich in gar in „Altenteilervillen“ in die Residenzstadt Oldenburg zurück. Auch

diese Entwicklungen versprechen spannende Ergebnisse, die in zwei Jahren in einem Buch und einer Wanderausstellung publiziert werden sollen.

Kunst, Literatur, Sozialgeschichte

Die langfristigen Folgen der englischen Einhegungen

Den „parliamentary enclosures“ widmet sich das britische Forschungsprojekt „Landscape & Enclosure: Northamptonshire, 1700-1900“. Diese vom Gesetzgeber unterstützten Standardverfahren von Einhegungen fanden insbesondere zwischen 1750 und 1836 statt. Über 5000 Verfahren sind vollzogen worden. „Open fields“, gemeinschaftliche genutzte Flächen, sind so privatisiert worden. Bis zu 49% der vormaligen Nutzungsberechtigten wurden von der Nutzung abgeschnitten.

Das Projekt widmet sich einem in der Forschung zu kurz gekommenen Aspekt, den langfristigen Folgen auf die ländlichen Gemeinschaften. Untersuchungsgebiet ist Northamptonshire, wo besonders viele „parliamentary enclosure“ stattfanden. Das Projekt teilt sich in separate „frames“ auf: Frame 1 untersucht die Einhegungen in Beziehung zur Aristokratie, welche häufig als Grundbesitzer die Einhegungen initiierte. Gefragt wird, wie die Großbesitzungen sozial und ökonomisch von den Einhegungen betroffen waren, und ob es Parallelen zwischen diesem Prozess adeliger Aneignung von Kontrolle und der weiteren Elitenkultur gibt. „Frame 2“ untersucht bildliche und literarische Darstellungen der Landschaft während und nach den Einhegungen. Während vielfach bisher herausragende Werke untersucht wurden, sind lokale

Zeugnisse unbeachtet geblieben. Das Projekt möchte dies ausgleichen, indem die Werke regionaler Künstler untersucht werden. Die Studien werden auch das literarische Werk von John Clares aus Helpstone einbeziehen. Auch wird von Interesse sein, wie eingehetzte Landschaften ein Jahrhundert später von dem Literaten H.V. Morton wahrgenommen und geschildert wurden. Frame 3 untersucht den übergreifenden Einfluss der Einhegungen auf lokale religiöse Gemeinschaften. Eine aktuelle Untersuchung hob hervor, dass insbesondere in anglikanischen Pfarreien Einhegungen stattfanden. Das Projekt wird fragen, ob dies an dem Nichtvorhandensein von Kleinbesitzern lag, die ein Kennzeichen methodistischer Gemeinden waren. Im Rahmen dieses Forschungsfeldes werden auch der Aufstieg des Aniklerikalsimus und die Rolle der Kirche im Prozess der Umverteilung von Reichtum untersucht werden.

Die Projektmitarbeiter sind Matthew Cragoe (Professor für Neuere Britische Geschichte an der Universität von Sussex), Owen Davies (Professor für Sozialgeschichte an der Universität von Hertfordshire) und Ian Waites (Senior Lecturer für Kunstgeschichte an der Universität von Lincoln). Briony McDonagh ist als Postdoctoral Research Fellow angestellt und Sarah Webster als Research Associate. Eine erste Publication liegt vor: Briony McDonagh, 'Changing Landscapes, Changing Environments: enclosure and culture in Northamptonshire, 1700-1900', Rural History Today 14 (January 2008)

Würdigung Onno Poppingas

Ein Pionier einer anderen Agrarwirtschaft und -politik

Onno Poppinga war von 1975 bis 2008 Professor an der Universität Kassel, zuletzt im Fachgebiet „Landnutzung und regionale Agrarpolitik“, das seit 2003 am Standort Witzenhausen ansässig ist. Die Professur wird nicht mehr wiederbesetzt, damit auch die von Poppinga und anderen gegründete Zeitschrift geschlossen. Wer ist Onno Poppinga?

Poppinga wird 1943 geboren, seine Eltern hatten einen größeren Bauernhof in Ostfriesland. Als eines von vier Kindern macht er zunächst eine landwirtschaftliche Lehre und studiert danach in Stuttgart-Hohenheim Allgemeine Agrarwissenschaft. Dort promoviert er 1973 mit einer Arbeit mit dem für die damalige Zeit typischen Titel „Politisches Verhalten und Bewusstsein deutscher Bauern und Arbeiter-Bauern, unter besonderer Berücksichtigung revolutionärer und gegenrevolutionärer Bewegungen und Ansätze“. 1975 wird er Professor an der damaligen Gesamthochschule Kassel und in diesem Jahr erscheint seine Dissertation unter dem Titel „Bauern und Politik“. Er ist unter anderem Mitbegründer der „Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft“ (AbL), der wichtigsten Organisation der „Agraropposition“ und gilt als einer der wichtigen Ideengeber für eine bäuerliche, sozial-ökologische und an den regionalen Bedingungen ausgerichtete Agrarpolitik. Neben seiner Hochschultätigkeit betreibt er seit 1979 gemeinsam mit seiner Frau einen Nebenerwerbsbetrieb. Dies ist für ihn auch ein Weg, um die Verbindung zur Praxis nicht zu verlieren.

Poppinga und seinem Umfeld ging es um einen Dialog zwischen Landwirtschaft, Naturschutz und Planung und er selbst war ein unermüdlicher Mentor für seine MitarbeiterInnen und die Interessensverbände und politischen Bündnisse, in denen er mitarbeitete. Diese verstanden und verstehen Landwirtschaft als soziales und kulturelles Phänomen und nicht nur als ökonomisches oder nur ökologisches Problem.

Poppinga organisierte zuerst mit der AG Ländliche Entwicklung, dann mit dem Fachgebiet „Landnutzung und regionale Agrarpolitik“ eine Forschung von, für und mit Bauern, VerbraucherInnen, NaturschützerInnen, durch seine oftmals nach herrschender Definition „abgelegenen“ Publikationen und durch die 1986 gegründete Zeitschrift „arbeitsergebnisse“, von der bis zu ihrer Schließung Anfang 2009 immerhin 62 Ausgaben erschienen sind und die schnell zum heimlich in den Ministerialbürokratien gelesenen Theorieorgan der „Agraropposition“ wird¹.

Poppinga arbeitet agrarpolitisch, agrarsoziologisch und in seiner Dissertation und in zwei Büchern über die Bodenreform in Hessen² und den antifaschistischen Widerstand in Ostfriesland³ agrarhistorisch: In seiner Dissertation untersucht er zwei Orte, die später in eigenen Publikationen als Beispiel dafür gelten, dass und wie in der Provinz antifaschistischer Widerstand geleistet wurde: Mössingen (bei Tübingen) und Moordorf in Ostfriesland, beides ländliche Orte

1) Vgl. <http://www.uni-kassel.de/fb11/lra/>.

2) Bauernland in Junkerhand. Bodenreform in Hessen, Darmstadt 1983.

3) Ostfriesland. Biographien aus dem Widerstand, Frankfurt/M. 1977 (zus. mit H. Barth und H. Roth).

mit einer starken kommunistischen Tradition⁴. Poppinga und seine MitstreiterInnen machen so Mitte der 1970er Jahre schon „Oral History“ - lange bevor der Begriff in der akademischen Welt bekannt wurde. Der Ruhestand von Poppinga ist Anlass für die Publikation einer Festschrift, die neben einer (unvollständigen) Bibliographie der Schriften Poppingas zehn Kapitel enthält, in denen sich Beiträge von FreundInnen und SchülerInnen um jeweils einen wieder veröffentlichten Text von Poppinga ranken⁵. Sie bietet einen Einblick in das Leben und Wirken von Poppinga und ist nebenbei eine kleine Ideengeschichte der „Agraropposition“ – in ihren Debatten, etwa um den gestaffelten Preis, die Umweltauswirkungen verschiedener Betriebsgrößen oder zur Frage, ob bäuerliche und/oder ökologische Landwirtschaft als Leitbild dienen soll.

Bernd Hüttner, Bremen

Institut für die Geschichte des ländlichen Raumes, St. Pölten

Landwirtschaftsstile in Österreich 1930-1980

Am Institut für die Geschichte des ländlichen Raumes hat ein neues Projekt sei-

4) Andreas Wojak: Moordorf: Dichtungen und Wahrheiten über ein ungewöhnliches Dorf in Ostfriesland; Bremen 1992 (zugl. Diss. Univ. Oldenburg, 1991); Hans-Joachim Althaus: Da ist nirgends nichts gewesen außer hier: das „rote Mössingen“ im Generalstreik gegen Hitler. Geschichte eines schwäbischen Arbeiterdorfes; Berlin 1982.

5) Autorenkollektiv (Hrsg.): Gegenwind aus Ostfriesland: Bäuerliche Landwirtschaft und Agrarpolitik. Ein Buch von und für Onno Poppinga; Hamm 2009.

ne Arbeit aufgenommen. Es orientiert sich am Konzept der Landwirtschaftsstile (farming styles). Ein Landwirtschaftsstil bezeichnet ein kohärentes, durch AkteurInnen hergestelltes Set von symbolisch angeeigneten, sozial verhandelten und materiell umgesetzten Regelungen in einem Agrarsystem. Dieser praxeologischen Perspektive folgend, befragt das vom Forschungsfond FWF geförderte Projekt „Landwirtschaftsstile in Österreich 1930-1980“ die „große Transformation“ der Landwirtschaft im 20. Jahrhundert. Auf Basis von Agrarzeitschriften, Betriebsstatistiken und lebensgeschichtlichen Interviews werden ländliche Wirtschaftsstile im diachronen und synchronen Vergleich in zwei Kleinregionen rekonstruiert.

Uni Klagenfurt/ Uni Innsbruck

Der „Franziseische Kataster“ (1817) Kärnten/Bukowina

Der „Franziseische Kataster“ und das Grundsteuerpatent von 1817 sind eine zentrale Quelle für den sozioökonomischen Zustand der Länder Mitteleuropas an der Wende von der Feudalepoche zur bürgerlichen Industriegesellschaft. Der Kataster ist nicht nur ein Spiegelbild dieses Wandels, sondern war selbst ein wesentliches Element der ökonomischen Modernisierung. Der Kataster im engeren Sinn besteht aus mehreren Teilen. Die Hauptstücke sind das „Kartenwerk“ und die „Operate“ (Parzellenbeschreibungen) und „Schätzungselaborate“ (Steuerklassifizierungen). Als Ergebnis der Besitzbeschreibung verzeichnet der Kataster sämtliche Grundbesitzer der Katastralgemeinde mit ihrem Beruf bzw. Stand und den Nummern der ihnen gehörenden Parzellen. Dieses Verzeichnis

allein ist, trotz aller Unschärfen, eine unschätzbare sozialgeschichtliche Quelle.

Als lokalgeschichtliche Quelle zwar vielfach bearbeitet, findet der vielgestaltige und daher schwer auszuwertende Quellenkomplex in den Gesamtdarstellungen zur Österreichischen Verwaltungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte bis dato kaum eine angemessene Berücksichtigung. Das seit 2008 bestehende Projekt „Der ‚Franziseische Kataster‘ (1817) Kärnten/Bukowina“ will Abhilfe schaffen. Es geht davon aus, dass die Quelle der Forschung neue Impulse verleihen kann.

Zielsetzung ist zunächst die Ausarbeitung der Editionsprinzipien für Karten und Operate nach einem einheitlichen Konzept. Damit soll aber nur die notwendige und bis heute nicht zur Verfügung stehende Grundlage geschaffen werden für eine Auswertung in monografischer Form unter dem Leitthema: „Der gesellschaftlich-ökonomische Wandel von der Grundherrschaft zum Steuerbezirk“ mit folgenden Inhalten: administrative und politische Rahmenbedingungen (technische und administrative Durchführung der Katasterarbeit), Sozialstruktur der mittel- und ostmitteleuropäischen Agrargesellschaft um 1800, Topografie der Kulturlandschaft, Bodenertrag und Steuerleistung, Agrargesellschaft und Frühindustrialisierung. Beteiligt sind das Institut für Geschichte der Universität Klagenfurt und die Institute für Geographie und für Geschichte der Universität Innsbruck. Die Mitarbeiter sind Univ.Ass. Mag. Dr. Kurt Scharf (Uni Innsbruck), Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Werner Drobesh (Uni Klagenfurt) und Dr. Constantin Ungureanu (Uni Innsbruck).

Quelle: www.fwf.ac.at